

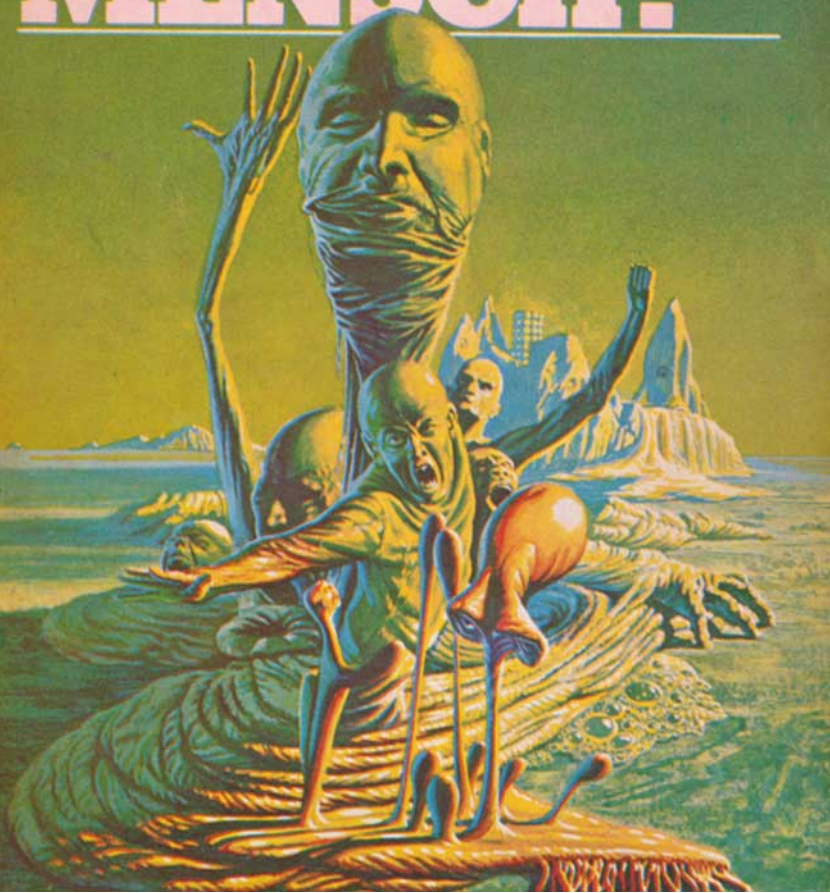
**TERRA**

SCIENCE FICTION ROMAN  
aus der Parry-Rhodan-Redaktion

Menschen in der  
Unendlichkeit –  
neun berühmte SF-Stories

GORDON R. DICKSON

**VORSICHT-  
MIENSCH!**



## Gordon R. Dickson x 9

Der beliebte TERRA-Autor aus den USA hat in dieser Sammlung seiner besten Kurzgeschichten eine erstaunliche Vielfalt von Charakteren und Schauplätzen gezeichnet. Doch jeder Erzählung liegt die Erkenntnis zugrunde, daß der Mensch zwar seine technologischen Horizonte ins Unermeßliche ausweiten kann, daß er aber dennoch scheitern muß, wenn er sich nicht um ein wirkliches Verstehen mit allen Lebensformen bemüht.

Der Band enthält

die Story vom geraubten Menschen –

die Story von den Delphinen –

die Story vom Verschrottungsbefehl –

die Story vom schwarzen Charlie –

die Story vom ehrenvollen Tod –

die Story von den Schnecken –

die Story des Mannes, der in die Zukunft reiste –

die Story vom Leibwächter –

und die Story des Fremden von der Erde

TTB 191

GORDON R. DICKSON

# VORSICHT – MENSCH!

(DANGER – HUMAN)

*Deutsche Erstveröffentlichung*

Scan by Puckelz, Korrektur by Goofy

ERICH PABEL VERLAG KG · RASTATT/BADEN

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!

Titel des amerikanischen Originals  
DANGER – HUMAN  
Aus dem Amerikanischen von Walter Brumm

TERRA-Taschenbuch erscheint monatlich im  
Druck- und Verlagshaus Erich Pabel & Co.,  
7550 Rastatt, Pabelhaus  
Copyright © 1970 by Gordon R. Dickson  
Printed in Germany 1972  
Umschlag: Pabel-Atelier  
Redaktion: G. M. Schelwokat  
Gesamtherstellung: Zettler, Schwabmünchen  
Einzelpreis 2,80 DM  
Der Verkaufspreis dieses Buches enthält  
die gesetzliche Mehrwertsteuer

# INHALT

<b>Vorsicht – Mensch!</b> <i>(Danger – Human)</i> .....	6
<b>Die Stunde der Delphine</b> <i>(Dolphin's Way)</i> .....	35
<b>Und dann war Friede</b> <i>(And then there was Peace)</i> .....	64
<b>Schwarzer Charlie</b> <i>(Black Charlie)</i> .....	69
<b>Ein ehrenvoller Tod</b> <i>(An Honorable Death)</i> .....	94
<b>James</b> <i>(James)</i> .....	123
<b>Der Steinbruch</b> <i>(The Quarry)</i> .....	132
<b>Nenne ihn »Herr«</b> <i>(Call him Lord)</i> .....	143
<b>Der Mann von der Erde</b> <i>(The Man from Earth)</i> .....	177

## Vorsicht – Mensch!

Langsam sank das Raumboot durch die mondlose, kühle Frühlingsnacht über New Hampshire. Der Weg, der sich aus schwarzem Nadelwald über das Weideland schlängelte, sah wie ein langer Streifen schmutzig-hellen Stoffs aus, den jemand achtlos weggeworfen hatte.

Die zwei Fremden ließen ihr Boot zwanzig Meter über dem Weideland schweben, fast unsichtbar vor der tiefhängenden Wolkendecke. Dann richteten sie sich aufs Warten ein; ihre wolligen, bärenartigen Gestalten ließen sich auf die Keulen nieder, und ab und zu fiel eine gemurmelte Bemerkung, ohne daß ein zusammenhängendes Gespräch daraus wurde. Ihre Uniformkoppel glänzten ein wenig im abgeschirmten Licht der Instrumente.

»Es ist kein schlechter Ort«, sagte der Rangniedrigere mit einem Blick auf die nächtliche Landschaft.

»Warum sollte es auch?« brummte der andere.

Der Jüngere antwortete nicht. Er verlagerte sein Gewicht von einer Keule auf die andere.

»Die Babys sind bald fällig«, sagte er nach längerer Pause.

»Wie viele?« fragte der Rangältere.

»Drei – glaubt der Arzt. Das ist nicht schlecht, für eine erste Geburt.«

»Meine Frau hatte nur zwei.«

»Ich weiß. Du hast es mir erzählt.«

Sie schwiegen. Das Raumboot schwankte unmerklich im Nachtwind.

»Sieh mal«, sagte der Jüngere plötzlich. »Da kommt es, genau nach Plan.«

Eine schmale, dunkle Gestalt war unter den Bäumen herausgekommen und näherte sich auf dem Wiesenweg. Ein kleiner Lichtkegel, der in einem ovalen hellen Fleck endete, tanzte voraus über den Weg. Der ranghöhere Fremde richtete sich auf.

»Du übernimmst die Steuerung«, sagte er. Die Gemütlichkeit war aus seiner Stimme verschwunden; sie war spröde und unpersönlich geworden.

»Steuerung klar«, antwortete der andere in der gleichen emotionslosen Stimme.

»Landen.«

Das Boot sank rasch abwärts. Es gab eine seltsame licht- und geräuschlose Explosion – wie wenn eine Druckwelle vom Raumboot ausgegangen wäre. Die Gestalt auf dem Weg fiel, die Taschenlampe rollte ins Gras, wo sie einen schwachen Schein verbreitete. Das Raumboot setzte auf, und die zwei Fremden stiegen aus.

In der dunklen Nacht überragten sie schemenhaft und pelzig die reglose Gestalt. Sie gehörte einem schlanken, dunkelhaarigen Mann Anfang der Dreißig, in verwaschenen Kordhosen und einer karierten Wolljacke über dem blauen Arbeitshemd. Er war bewußtlos, atmete aber regelmäßig und tief.

»Ich nehme es beim Kopf, hier«, sagte der ältere Fremde. »Du nimmst es beim anderen Ende. Hast du es? Anheben – so! Nun tragen wir es zum Boot.«

Sein Partner bewegte sich rückwärts zum Boot und hinauf durch den offenen Einstieg. Er schnaufte ein wenig unter der ungewohnten Last.

»Es fühlt sich schleimig an«, sagte er.

»Unsinn!« erwiderte sein Vorgesetzter. »Das bildest du dir ein.«

Eldridge Timothy Parker war in einem träumerischen Dämmerzustand zwischen tiefem Schlaf und nahendem Erwachen. Etwas Hartes war unter seinem Rücken – etwas Hartes und Kaltes. Seine schlaffe rechte Hand streckte sich und tastete mit leicht gespreizten Fingern umher. Es fühlte sich wie Stahl an. Lag er auf Metall? Im Nu war er wach. Metall? Er versuchte sich aufzusetzen und schlug mit der Stirn gegen eine Decke, die kaum zwanzig Zentimeter über ihm war. Er blinzelte, zwinkerte in der Dunkelheit, Dunkelheit?

Er streckte seine Arme nach beiden Seiten aus, suchend und tastend, während ein erstes vages Entsetzen durch seinen Körper kroch. Seine Knöchel schlugen links und rechts gegen Metallwände. In plötzlicher Panik wälzte er sich herum, und seine Finger tasteten im Dunkeln umher, ohne etwas anderes zu fühlen als glatte Metallwände. Sie umgaben ihn, er war eingeschlossen, eingesperrt in ein Metallgehäuse.

Vollständig.

Wie in einem Sarg.

Seine Fäuste hämmerten gegen die Metalldecke. Er begann zu schreien.

Viel später, als er wieder erwachte, war er an einem seltsamen Ort, der keine Wände zu haben schien, aber viele Instrumente. Er hing oder schwebte inmitten von Mechanismen, die sich näherten und wieder entfernten, ihn berührten, untersuchten, drückten, stachen. Er fühlte Hitze und Kälte. Summtöne und Geräusche verschiedener Tonlagen kamen und gingen. Er hörte Stimmen, die ihn ausfragten. Oder vielmehr, er fühlte sie.

Wer bist du?



»Eldridge Parker – Eldridge Timothy Parker ...«

Was bist du?

»Ich bin Eldridge Parker ...«

Erzähl uns von dir!

»Was?«

Erzähl von dir!

»Was? Was wollt ihr wissen? Was ...«

Erzähl von ...

»Aber ich ...«

Erzähl ...

»... also, ich glaube, ich war ziemlich wie die anderen Jungen aus der Gegend ... als ich in der fünften Klasse war, gewann ich den Hundertmeterlauf ... auch Hockey haben wir gespielt, und später war ich ein ziemlich guter Schütze ... in unserer Gegend ist es oft kalt, wißt ihr, lange kalte Winter, und ich kann mich erinnern, wie komisch die Luft roch, wenn man an einem solchen kalten Wintermorgen vor die Tür ging ... es ist ein schönes Land, New Hampshire, viel Wald und Wasser und gute Weide, und es gab immer viele Gerüche ... nach Nadelwald und harzigem Holz und Gras, und ich erinnere mich besonders an die Küchengerüche ... und dann der Geruch von den Eichenbänken in der Kirche, wenn man sonntags darin kniete und die Nase direkt an der Kirchenbank vor einem hatte ...

... zum Angeln gibt es bei uns auch viele Gelegenheiten ... ich ging gern angeln, aber an Wochentagen hatte ich nie Zeit ... wir waren Presbyterianer, und mein Vater hatte die Farm, und da gab es auch für mich immer eine Menge Arbeit ... es ging uns nie schlecht, aber ich hätte gern einen Motorroller gehabt ...

... nein, ich haßte die Deutschen nie, wenigstens glaube ich es nicht ... obwohl ich im Krieg natürlich auch drüben in Europa war, hatte ich es nie wirklich schlecht, ich meine, ich war nie richtig im Kampf ... ich war in einem Fahrzeugdepot, kriegte den Benzin-geruch gar nicht mehr aus der Nase, aber ich arbeite gern mit meinen Händen, und es war nicht, wie wenn ich in der Infanterie gewesen wäre ...

... ich kann im Gemeinderat so gut wie jeder andere den Mund aufmachen ... ich bin nicht dafür, andere herumzuschubsen, aber wenn man mich anrempelt, werde ich auch ungemütlich ... es geht auch keinen was an, für wen ich bei den letzten Wahlen meine Stimme abgegeben habe, oder wieviel Geld ich auf der Bank habe – aber in Gemeindeangelegenheiten habe ich genauso wie der größte Landbesitzer das Recht, meine Meinung zu sagen ... ob sie auf mich hören, das ist natürlich eine andere Sache ...

... ich habe keine höhere Schulbildung, weil es nicht nötig war ... zuviel Bildung kann den vernünftigsten Mann durcheinander bringen, sagte ich zu meinem Vater, und ich weiß, wann ich genug habe ... ich bin Farmer, und ich werde immer Farmer bleiben, und ich studiere und lerne für mich selbst, was ich wichtig finde, aber ich würde niemals vier Jahre verschwenden, um mir nachher ein Papier an die Wand zu hängen ...

... natürlich weiß ich über die Atombombe Bescheid, aber ich bin kein Wissenschaftler und brauche auch keiner zu sein, genauso wenig wie ich ein Veterinär zu sein brauche ... diese Atombomben sind ja eine sehr gefährliche und schlechte Sache, finde ich, und bald werden alle eine Menge von den Dingen

im Arsenal haben, und was dann aus der Menschheit werden soll, kann ich auch nicht sagen, jedenfalls wird es nicht lange gutgehen, ich sehe da schwarz ...

... also, warum ich nie geheiratet habe, das geht euch nichts an ... irgendwie wußte ich mit Frauen nie viel anzufangen ... nicht, daß ich noch nie eine gehabt hätte, das nicht, aber ich finde es schwierig, mit ihnen klarzukommen ... nun, vielleicht heirate ich doch noch, wenn Jeanie Lind ...«

Allmählich wachte er auf. Er war in einem Raum, der irgendein Büro hätte sein können, nur war die Möblierung anders. Es gab einen Kasten mit Türen, der wie ein Ablageschrank aussah, und einen Tisch, der ziemlich normal wirkte, wenn er auch nur von einer dünnen Stange in der Mitte getragen wurde. Es gab jedoch keine Stühle – nur kleine, flache Kissen, auf denen drei große, wollige, bärenartige Kreaturen saßen und ihn stumm beobachteten.

Er selbst allerdings saß auf einem Stuhl, wie er nach einem Moment bemerkte.

Sobald sie sahen, daß seine Augen geöffnet waren, wandten sie sich von ihm ab und begannen untereinander zu sprechen. Eldridge Parker schüttelte seinen Kopf und zwinkerte mit den Augen, und wenn es möglich gewesen wäre, hätte er mit den Ohren gezwinkert. Denn die Geräusche, die diese Kreaturen erzeugten, waren anders als alles, was er je gehört hatte. Trotzdem verstand er alles, was sie sagten. Es war ein seltsames Phänomen, denn er hörte die sonderbaren Mundgeräusche im Augenblick ihres Entstehens, und dann drehte etwas in seinem Gehirn sie herum und machte sie klar verständlich.

Das war nicht alles. Denn wie er dasaß und sie reden hörte, begann er den gleichen Doppeleffekt in einer anderen Weise zu erfahren. Das heißt, er sah die fremdartige Bärenkreatur hinter dem Schreibtisch noch immer als ein unheimliches Tier, aber aus dem Klang der Stimme oder etwas anderem gewann er nach und nach das Bild eines mageren, überarbeitet und gequält aussehenden grauhaarigen Mannes in uniformähnlicher Kleidung, die aber doch nicht ganz eine Uniform war. Es war ungefähr so, als ob ein Armeegeneral seine Rangabzeichen und Insignien samt Koppel und Schultergurt auf einem zweireihigen Straßenanzug trüge. Die andere Kreatur, die der am Schreibtisch halb zugewandt abseits saß, machte auf Eldridge den Eindruck eines dunkelhaarigen jungen Mannes, dem etwas von Laboratoriumsarbeit anzuhaften schien. Die dritte Kreatur schließlich, die noch weiter zurück fast an der Wand saß, war weder Soldat noch Wissenschaftler, sondern ein dicklicher älterer Mann, der Weichheit und Bedächtigkeit ausstrahlte.

»Sie sehen, Kommandeur«, sagte der mit dem Vorstellungsbild des jungen, schwarzhaarigen Mannes, »er ist völlig wiederhergestellt. Wenigstens auf den physiologischen und geistigen Ebenen.«

»Gut, Doktor, gut«, übersetzten sich die ausländischen Silben von dem am Schreibtisch in Eldridges Kopf. »Und Sie meinen, es ... er, sollte ich wohl sagen ... wird in der Lage sein, zu verstehen?«

»Gewiß«, sagte der Arzt-Psychologe – was immer er war. »Die Identifikation ist absolut ...«

»Aber ich meine begreifen – erfassen ...« Die Kreatur hinter dem Schreibtisch bewegte eine Pranke. »Kann er dem folgen, was wir ihm sagen?«

Der Arzt wandte seinen bärenähnlichen Kopf zum dritten Mitglied der Gruppe. Dieses sprach langsam, mit tieferer Stimme.

»Die Kultur erlaubt es. Sicherlich.«

Der hinter dem Schreibtisch verneigte sich leicht zu dem Alten. »Gewiß, Akademiker, gewiß.«

Dann wurden sie still und blickten alle zu Eldridge, der ihre Blicke mit ähnlichem Interesse erwiderte. Das ganze Verfahren hatte etwas Unwirkliches. Beide Seiten beobachteten einander mit der völlig unverhüllten Neugierde von Jahrmarktsbesuchern, die in eine Abnormitätenschau geraten sind.

Das Schweigen zog sich hin. Eine gewisse Verlegenheit breitete sich aus. Allmählich wurde allen klar, daß keiner der erste sein wollte, der ein fremdes Wesen direkt ansprach.

»Ist ihm behaglich?« fragte der Kommandeur, sich wieder dem Arzt zuwendend.

»Ich möchte es glauben«, antwortete der Arzt langsam. »Soviel wir wissen ...«

Der Kommandeur gab sich einen Ruck und wandte sich zurück zu Eldridge. »Eldridgetimothyparker«, sagte er, »vermutlich fragst du dich, wo du bist?«

Eldridge zögerte so lange mit seiner Antwort, daß der Kommandeur bekümmert den Arzt ansah, der ihn mit einer leichten Kopfbewegung ermutigte.

»Nun, rede schon«, sagte der Kommandeur. »Wir werden dich verstehen, gerade so wie du uns verstehst. Es wird dir nichts geschehen; und was du sagst, wird nicht den geringsten Einfluß auf deine Situation haben.«

Er hielt wieder inne und wartete. Eldridge blieb

stumm, aber seine rechte Hand machte eine unbewußte Bewegung zur Brusttasche.

»Meine Pfeife ...«, sagte Eldridge.

Die drei sahen einander an.

»Wir haben sie«, sagte der Arzt. »Nach einer Weile werden wir sie dir vielleicht zurückgeben. Im Moment können wir nicht gestatten ... es würde uns nicht passen.«

»Der Rauch stört euch?« sagte Eldridge mit einem Anflug von angestammter Bauernschläue.

»Er stört uns nicht. Es ist nur ... widerwärtig«, sagte der Kommandeur. »Ich werde dir zuerst sagen, wo du bist. Du bist auf einer Welt, die der deinen nicht unähnlich ist, aber viele ...« Er verstummte mit einem hilfeschuchenden Blick zum Akademiker.

»Lichtjahre«, ergänzte die tiefe Stimme.

»... Lichtjahre entfernt ist«, fuhr der Kommandeur munter fort. »Wir haben dich nicht wegen irgendeiner persönlichen Abneigung oder Feindschaft hierher gebracht; sondern um dich zu ... zu ...«

»... beobachten«, ergänzte der Arzt. Der Kommandeur wandte sich um und verneigte sich leicht vor ihm, worauf der andere sich gleichfalls verneigte.

»Also um dich zu beobachten«, fuhr der Kommandeur fort. »Nun, verstehst du, was ich dir bisher gesagt habe?«

»Ich höre«, sagte Eldridge.

»Gut«, sagte der Kommandeur. »Dann werde ich fortfahren. An deinem Volk ist etwas, das wir gern entdecken möchten. Wir haben eure Lebensweise und Kultur studiert, und wir werden das auch weiterhin tun. Bisher – ich gebe das freimütig zu – haben wir es nicht gefunden; und unsere besten Köpfe sind zu der

Ansicht gelangt, daß ihr selbst nicht wißt, was es ist. Wir glauben jedoch, dich veranlassen zu können, so daß du es für dich selbst entdeckst. Und für uns.«

»He ...«, sagte Eldridge.

»Du wirst gut behandelt werden«, sagte der Kommandeur hastig. »Das versichere ich dir. Und du bist auch bisher gut behandelt worden. Wir haben dich ... aber du wußtest es nicht ... ich meine, du fühltest nichts ...«

»Kannst du dich an irgendein Unbehagen erinnern, seit wir dich holten?« fragte der Arzt aufmerksam.

»Kommt darauf an ...«

»Vielleicht greife ich vor«, sagte der Arzt mit einem Blick zum Kommandeur.

»Vielleicht«, sagte der Kommandeur. »Wir hoffen, du wirst die Antwort entdecken, Eldridgetimothy-parker. Wir werden dich in die Lage versetzen, daran zu arbeiten. Dazu wird allerdings nötig sein, daß wir dein Wissen erweitern, und wir haben beschlossen, dir nichts vorzuenthalten. Akademiker?«

Der Angeredete verneigte sich. Seine tiefe Stimme erfüllte den Raum. »Weißt du, was dies ist?« Er hob eine Tatze, und die Wand neben ihm löste sich in ein Labyrinth von Linien und Punkten auf.

»Nein«, sagte Eldridge.

»Es ist«, erklärte der, den die anderen Akademiker nannten, »eine Karte des bekannten Universums. Dir fehlt die Ausbildung, sie in vier Dimensionen zu lesen, wie sie gelesen werden sollte. Aber das ist nicht wichtig. Du kannst mein Wort darauf haben – es ist eine Karte. Eine Karte, die Hunderttausende von euren Lichtjahren und Millionen von euren Jahren umfaßt.«

Er blickte erwartungsvoll zu Eldridge, der nichts sagte.

»Was wir über deine Rasse wissen, beruht auf zwei Informationsquellen: Geschichte und Legende. Die Geschichte ist lückenhaft. Sie stützt sich zu einem großen Teil auf archäologische Entdeckungen. Die Legende ist noch skizzenhafter und ziemlich phantastisch.«

Er machte eine neue Pause. Eldridge schwieg.

»Kurz und gut, es gibt eine Rasse, die dreimal aus ihrem Heimatbereich ausgebrochen ist, um weite Teile unserer Galaxis zu überrennen und andere zivilisierte Kulturen zu beherrschen – bis irgendein angeborener Mangel oder eine Schwäche des Individuums in der Folgezeit zum Aussterben der weithin verstreuten Eroberer führte. Die Perioden dieser Ausbrüche waren für die unterworfenen Kulturen immer verhängnisvoll, aber auch der Rasse, von der ich spreche, brachten sie keinen Nutzen. Nach dem Niedergang, der auf die Expansionsphase folgte, wurde jedesmal der Heimatplanet der aggressiven Rasse zerstört, und die bisher Unterjochten machten erbarmungslos Jagd auf alle bekannten Restgruppen, aber es blieben stets unbekannte Gemeinschaften auf abgelegenen Planeten übrig, Keimzellen für ein Wiedererstarken und eine neue Expansion fünf- oder zehntausend Jahre später. Diese Rasse«, sagte der Akademiker, »ist deine eigene.«

Eldridge wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Für ihn war es abstruses Zeug, von dem er nur die Hälfte verstand. So blieb er stumm, aber er beobachtete den Sprecher mit großer Aufmerksamkeit.



»Darum«, fuhr der Akademiker fort, »sehen wir deinesgleichen als eine Rasse an, die über große und ungewöhnliche natürliche Talente verfügt, aber unglücklicherweise auch mit einem großen natürlichen Fehler behaftet ist. Dieser Fehler scheint in einem Drang zu bestehen, Dinge zu erwerben und zu besitzen. Das ist kein einzigartiges Merkmal. Andere Rassen haben es auch – aber nicht in einem solchen Maß, daß für die koexistierenden Kulturen eine Gefahr daraus wird. Doch ist dies nicht das eigentliche Problem. Wenn es nur eine Frage einfacher Raubgier wäre, so sollte es den vereinten Anstrengungen anderer Rassen gelingen, dein Volk in die Schranken zu weisen. In der Galaxis gibt es eine natürliche Balance, die unausweichlich für einen Ausgleich sorgt.

Nein, so einfach ist es nicht. Als Anhaltspunkt für die ungelösten Fragen bietet sich uns nur die Legende, wie sie nach jedem neuen Vorstoß deiner Rasse von neuem entsteht. Wir wissen, daß es mehr geben muß als das, was wir bisher gefunden haben – und wir haben euch sorgfältig studiert, sowohl eure Lebensweise auf dem Heimatplaneten als auch euer Verhalten als Gruppe und Individuum. Und nun haben wir dich als Person untersucht. Es muß etwas in euch sein, irgendeine über das Normale hinausgehende Fähigkeit, um die phantastische Natur eurer früheren Erfolge zu erklären. Aber die Legende sagt nur: Vorsicht, Mensch! Nicht berühren – Lebensgefahr! Und wir finden nichts in dir, das die Warnung rechtfertigen könnte.«

Er seufzte.

»Aus verschiedenen Gründen, die zu zahlreich sind, um sie einzeln anzuführen, und dir ohnehin

unverständlich wären, ist es unsere Rasse, die dieses Problem für den Rest der Galaxis lösen muß. Was können wir tun? Wir wagen euch nicht euch selbst zu überlassen, bis ihr stark werdet und wieder aus eurem Winkel hervorbrechet. Und die Legende warnt uns, euch in irgendeiner Form anzugreifen und so aufmerksam zu machen. Darum haben wir entschieden, einen einzelnen Menschen auszuwählen – aber ich greife auf Ihr Gebiet über, Doktor.«

Die beiden tauschten Verneigungen aus. Dann wandte sich der Arzt Eldridge zu und nahm das Wort.

»Wie bereits erwähnt, entschieden wir uns dafür, ein Exemplar zum Zweck eingehender Untersuchungen auszuwählen. Aus praktischen Gründen – wir wollten unbeobachtet bleiben und kein Aufsehen erregen – fiel unsere Wahl auf dich. Nach unserer Rückkehr nahmen wir eine gründliche Untersuchung deines Körpers und Geistes vor, wobei wir uns der besten medizinischen Techniken bedienten. Ich werde nicht ins Detail gehen, weil wir dich nicht unnötig deprimieren wollen. Ich möchte nur sagen, daß wir nichts gefunden haben. Nichts. Keine ungewöhnliche Kraft oder Fähigkeit irgendeiner Art, wie man nach dem Studium der Geschichte und der Legende erwarten sollte. Ich erwähne dies zur Erklärung der weiteren Schritte, zu denen wir uns entschlossen haben. Kommandeur?«

Das Wesen hinter dem Schreibtisch erhob sich auf die Hinterbeine. Die anderen zwei folgten seinem Beispiel.

»Du wirst mit uns kommen«, sagte der Kommandeur.

Umringt von ihren massigen Gestalten, verließ Eldridge den Raum und trat hinaus in grellen Sonnenschein. Sie führten ihn über eine Fläche, die wie Beton aussah, zu einer gedrungenen, eiförmigen Flugmaschine mit lächerlich kleinen Tragflächen.

»Hinein«, sagte der Kommandeur. Sie stiegen ein. Der Kommandeur kauerte sich vor einer Instrumententafel nieder, manipulierte ein stockartiges Steuerungsgerät, und nach einem Moment startete die Maschine. Sie flogen etwa eine halbe Stunde, und Eldridge wünschte vergebens, er wäre in einer Position, die ihm erlaubt hätte, aus den hoch angebrachten Fenstern zu sehen. Dann landeten sie auf einem Flugfeld, das ringsum von bewaldeten Bergen umgeben war, und als er dieses Feld zu Fuß überquerte, sah Eldridge mehrere wahrhaft gigantische Raumschiffe und eine große Zahl kleinerer Fahrzeuge. Überall waren die bepelzten Fremden zu sehen. Sie bewegten sich gemächlich, keiner schien in Eile zu sein, aber allen war eine konzentrierte Zielstrebigkeit gemeinsam.

Plötzlich gab es ein kurzes donnerndes Geräusch, das vergangen war, als das Ohr es noch kaum registriert hatte; und Eldridge, der sich instinktiv geduckt hatte, blickte wieder auf und sah eins der riesigen Schiffe mit so unglaublicher Geschwindigkeit himmelwärts fallen – ein passenderes Wort gab es dafür nicht –, daß es innerhalb von Sekunden außer Sicht war.

Am Rand des Flugfeldes kamen sie an einen flachen, offenen Graben in der betonartigen Oberfläche. Er war kaum einen halben Meter breit, und sie stiegen mit Leichtigkeit hinüber. Aber sobald sie den

Graben überquert hatten, bemerkte Eldridge einen Unterschied. Der Graben umschloß ein Rechteck von ungefähr fünfhundert Quadratmetern Fläche, und dieser eingegrenzte Bezirk machte den verlassenen Eindruck einer Sperrzone. In der Mitte der Fläche stand ein graues Betongebäude ohne Fenster, das den Eindruck noch verstärkte.

Sie gingen auf eine massive Metalltür zu, und sie öffnete sich, ohne daß jemand sie berührte. Eldridge entdeckte, daß das vermeintliche Gebäude eine Mauer war. Im Innern des umlaufenden Mauerrechtecks war ein etwa sechs Meter breiter Streifen Boden, darauf folgte ein vielleicht ebenso breiter Wassergraben von unbestimmbarer Tiefe, der mit einer dunklen, scharfriechenden Flüssigkeit gefüllt war. Dieser Graben umgab eine kleine flache Insel, ungefähr fünf mal sechs Meter groß, deren Fläche fast ganz von einem überdachten Käfig eingenommen wurde. Seine vier Wände waren aus Metallstangen von der Stärke eines Männerdaumens. Zwei mit kurzen schwarzen Rohren bewaffnete Wächter wanderten auf dem Betonstreifen zwischen Mauer und Graben auf und ab. Eine leichte Behelfsbrücke überspannte den Graben und führte an die offene Tür des Käfigs.

Die drei Fremden und Eldridge gingen über die Brücke und in den Käfig. Dort angelangt, standen sie herum wie Direktoren, die einen Erweiterungsbau ihrer Fabrik besichtigen; und nach einer Weile nahm der Kommandant das Wort.

»Dies wird von nun an dein Heim sein«, sagte er. Er zeigte auf eine Art Pritsche oder Feldbett, einen Stuhl und andere Gegenstände, mit denen der Käfig

möbliert war. »Es ist so bequem, wie wir es machen konnten.«

»Warum?« platzte Eldridge heraus. »Warum sperrt ihr mich hier ein? Warum ...«

»In unserem Bemühen, das noch existierende Problem zu lösen«, sagte der Arzt, glatt, »können wir weiter nichts tun als dich unter Beobachtung zu halten und zu hoffen, daß die Zeit für uns arbeiten wird. Ferner hoffen wir, daß es dich beeinflussen wird, selber nach der Lösung zu suchen.«

»Und wenn ich sie finde – was dann?« rief Eldridge.

»Dann«, sagte der Kommandeur, »werden wir je nach der Lösung einen humanen Weg für dich finden. Es mag sogar möglich sein, dich auf deine eigene Welt zurückzubringen. Sobald du nicht länger benötigt wirst, werden wir darüber entscheiden. Aber auch im ungünstigsten Fall werden wir dafür sorgen, daß du nicht unnötig leidest; ein rascher und schmerzloser Tod würde dir gewiß sein.«

Eldridge fühlte, wie sich etwas in ihm zusammenkrampfte.

»Mich töten?« würgte er. »Glaubt ihr, das wird mich dahin bringen, daß ich euch helfe? Die Hoffnung auf einen schmerzlosen Tod?«

Sie sahen ihn beinahe mitleidig an.

»Es könnte sein«, sagte der Arzt, »daß du den Tod als etwas sehr Erstrebenswertes ansehen wirst, weil er ein Leben beendet, dessen du überdrüssig geworden bist. Du wirst hier eingesperrt sein, ohne irgendeine Gelegenheit zur Flucht zu haben. Dieser Käfig wird bei Tag und bei Nacht beleuchtet sein. Wenn wir fortgehen, wird die Brücke hier entfernt, und das

einzig, was diesen mit Säure gefüllten Graben überqueren wird, ist ein mechanischer Arm, der dir zweimal täglich durch eine kleine Öffnung im Käfig Nahrung bringen wird. Jenseits des Grabens werden zu allen Zeiten zwei bewaffnete Wächter patrouillieren, aber selbst sie können die Tür in diesem Mauergeviert nicht öffnen. Dies geschieht von außen durch Fernsteuerung, und nur, nachdem der Aufseher sich durch einen Blick auf seinem Bildschirm vergewissert hat, daß hier im Innern alles so ist, wie es sein soll.«

Er zeigte über den Graben und durch die offene Tür in der Mauer.

»Sieh genau hin«, sagte er.

Eldridge spähte hinaus. Der flache kleine Markierungsgraben außerhalb der Mauer lag nicht länger still und leer unter der Sonne. Die Luft über ihm flimmerte und waberte; es war wie eine Barriere aus Hitzewellen.

»Das ist unsere äußere Sperre. Sie würde dich buchstäblich in Asche verwandeln, wenn du sie berührtest. Sie wird nur für kurze Zeit ausgeschaltet werden, um die Wachablösung zu ermöglichen.«

Eldridge sagte nichts. Er wandte sich, um und sah, daß alle ihn beobachteten.

»Wir tun dies nicht nur, weil du gefährlicher sein könntest, als es den Anschein hat«, sagte der Arzt, »sondern auch, um dir deine Hilflosigkeit vor Augen zu führen, so daß du mehr geneigt sein wirst, uns zu helfen.«

»Und ihr glaubt«, fragte Eldridge heiser, »daß alles das mir den Wunsch eingeben sollte, euch zu helfen?«

»Ja«, sagte der Arzt, »denn es gibt noch einen Gesichtspunkt. Nach deiner Gefangennahme wurdest du

physiologisch auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt. Wir sind auf dem organischen Gebiet weit fortgeschritten, und bestimmte Dinge sind allen Lebensformen gemeinsam. Ich habe die Arbeit an dir selbst überwacht. Du wirst finden, daß du praktisch unsterblich und gegen alle Arten von Geisteskrankheit gefeit bist. Dies wird für immer dein Heim sein, und weder Tod noch Wahnsinn werden dir eine Möglichkeit zur Flucht aus dieser Existenz bieten.«

Sie drehten um und gingen hinaus. Ein ferngesteuerter Mechanismus ließ die Käfigtür zufallen. Eldridge hörte das metallische Geräusch einrastender Schlösser. Die Brücke über den Graben wurde zurückgezogen.

Gleich darauf verließen die drei wolligen Gestalten das Mauerrechteck durch die Tür. Die Wachen begannen ihren Rundgang in entgegengesetzten Richtungen, die Waffen in ihren Pranken. Die Tür schloß sich.

Über das seltsame Gefängnis senkte sich die Stille eines warmen Sommernachmittags. Die Schritte der Wachen machten leise schlurfende Geräusche.

Eldridge stand still, seine Finger um die Gitterstäbe geklammert, und blickte hinaus.

Er konnte es nicht glauben.

Er konnte es nicht glauben, als die Tage zu Wochen, die Wochen zu Monaten wurden. Aber als die Jahreszeiten wechselten und ein neues Jahr begann, war die Wirklichkeit seiner Situation in ihn eingedrungen wie Wasser in einen treibenden Stamm. Denn draußen war die Zeit in ihrer sichtbaren und gleichmäßigen Bewegung zu beobachten; aber in seinem Gefängnis gab es keine Zeit.

Immer brannte die Deckenbeleuchtung, unaufhörlich umkreisten ihn die Wächter. Zweimal täglich brachte ein langer Metallarm, der sich über den Graben reckte, die Mahlzeiten durch eine kleine Klappe im Gitter, die sich bei der Annäherung des Arms automatisch öffnete. Zweimal wöchentlich kam der Arzt, untersuchte ihn kurz – und ging wieder, wenn die Wachen abgelöst wurden.

Eldridge fühlte die Unerträglichkeit seiner Situation, als ob eine Hand die Spannfeder in ihm mit jedem Tag ein wenig fester zöge. Er nahm die Gewohnheit an, fieberhaft im Käfig auf und ab zu laufen. Nachts lag er wach und starrte zu den Lampen auf, die in die Betondecke seines Käfigs eingelassen waren. Er stand auf, um wieder im Käfig hin und her zu tigern, bis ihn schwindelte.

Der Arzt kam und untersuchte ihn. Er sprach mit Eldridge, doch Eldridge antwortete nicht. Schließlich kam ein Tag, an dem er es nicht mehr aushielt, zu schreien anfang und mit seinem Stuhl gegen die Gitterstäbe schlug. Die Wächter wurden unruhig und riefen den Arzt. Der Arzt kam und betrat mit zwei anderen den Käfig. Sie warfen ihn auf sein Feldbett und schnallten ihn dort fest, und dann taten sie etwas, das ihm einen plötzlichen Schmerz im Nacken verursachte, und er verlor das Bewußtsein.

Als er seine Augen wieder öffnete, sah er das wolige Gesicht des Arztes auf sich herabblicken – er hatte gelernt, dieses Gesicht wiederzuerkennen, ähnlich wie ein Hirte im Laufe der Zeit einzelne Schafe in seiner Herde erkennt. Eldridge fühlte sich sehr schwach, aber ruhig.

»Du hast dich sehr bemüht«, sagte der Arzt. »Aber



du siehst, es klappte nicht. Dieser Ausweg ist dir versperrt.«

Eldridge lächelte.

»Laß das!« sagte der Arzt mit ungewohnter Schärfe. »Du kannst uns nicht täuschen. Wir wissen, daß du vollkommen vernünftig bist.«

Eldridge fuhr fort zu lächeln.

»Was soll das bedeuten?« verlangte der Arzt zu wissen.

Eldridge blickte glücklich zu ihm auf.

»Ich gehe nach Hause«, sagte er.

»Tut mir leid«, erwiderte der Arzt. »Du überzeugst mich nicht.« Er wandte sich um und ging. Eldridge wälzte sich herum und versank zum ersten Mal seit Monaten in einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Trotzdem war der Arzt besorgt. Er ließ die Wachen verdoppeln, aber nichts geschah. Die Tage und die Wochen vergingen, wie zuvor. Eldridge schien sich erholt zu haben. Noch immer verbrachte er einen großen Teil seiner Zeit damit, in seinem Käfig auf und ab zu wandern oder am Gitter zu stehen und die Stäbe zu umklammern, als wolle er sie ausreißen – aber die wilde Heftigkeit und das verzweifelte Aufbegehren waren von ihm gewichen. Er hatte seine Schlafstatt unter die viereckige Klappe gerückt, die sich regelmäßig öffnete, um den mechanischen Arm mit seinen Mahlzeiten einzulassen, dort pflegte er nun zu liegen, das Gesicht an den Gitterstäben, und auf sein Essen zu warten. Der Arzt fühlte Unbehagen, und er sprach mit dem Kommandeur darüber.

»Nun«, sagte der Kommandeur, »haben Sie irgendeinen Verdacht?«

»Ich weiß es nicht«, bekannte der Arzt. »Vielleicht ist es nur, weil ich ihn häufiger sehe als jeder andere von uns. Möglicherweise bin ich überempfindlich geworden – aber er beunruhigt mich.«

»Beunruhigt Sie?«

»Ja. Ich frage mich, ob wir den richtigen Weg eingeschlagen haben.«

»Wir haben den einzigen Weg genommen.« Der Kommandeur machte die kleine Geste und das Geräusch, die bei seiner Rasse einem Seufzen gleichkamen. »Wir brauchen Informationen. Was machen Sie, Doktor, wenn Sie auf ein Virus stoßen? Sie isolieren es zum Studium, bis Sie alles darüber wissen. Es ist zu riskant, seine Rasse aus der Nähe zu studieren, also isolierten wir ihn zu diesem Zweck. Das ist alles. Sie verlieren die Objektivität, Doktor. Möchten Sie gern einen kurzen Urlaub nehmen?«

»Nein«, sagte der Arzt langsam. »Nein. Aber er beängstigt mich.«

Doch die Zeit verstrich, und nichts geschah. Eldridge lief in seinem Käfig auf und ab oder lag auf seiner Pritsche, das Gesicht an den Gitterstäben, und starrte in die Außenwelt. Ein weiteres Jahr verging; und noch eins. Die doppelten Wachen wurden zurückgezogen. Der Arzt kam widerwillig zu der Folgerung, daß der Mensch schließlich die Tatsache seiner Gefangenschaft akzeptiert habe, und er fühlte jene normale Sympathie in sich wachsen, die aus der Vertrautheit entsteht. Bei seinen regelmäßigen Besuchen versuchte er mit Eldridge zu sprechen, aber Eldridge zeigte wenig Interesse an Gesprächen. Er lag auf seinem Lager und beobachtete den Arzt, während dieser

ihn untersuchte, und seine Augen hatten einen Ausdruck, als ob er von irgendeinem fernen Ort zusähe, wo alle Entscheidungen bereits getroffen und erledigt seien.

»Du bist so gesund wie immer«, sagte der Arzt nach beendeter Untersuchung. Er betrachtete Eldridge. »Aber ich wünschte, du würdest ...« Er brach ab. »Wir sind nicht grausam, weißt du. Die Notwendigkeit, dies zu tun, bereitet uns kein Vergnügen.«

Er wartete. Eldridge sah ihn an. Er blieb bewegungslos.

»Wenn du das einsehen könntest«, fuhr der Arzt fort, »wäre das Leben sicherlich leichter für dich. Vielleicht haben unsere Redensarten falsche Vorstellungen in dir geweckt. Wir sagten, du seist jetzt unsterblich. Nun, das ist natürlich nicht wahr, jedenfalls solltest du es nicht wörtlich nehmen. Du hast jetzt die Möglichkeit, eine sehr, sehr lange Zeit zu leben. Das ist alles.«

Wieder machte er eine Pause. Nach einem Moment des Wartens fuhr er fort: »Wie dem auch sei, das Leben ist nicht dafür gemacht, daß es für alle Ewigkeit weitergeht. Es widerspräche seiner Natur. Auch Rassen haben eine begrenzte Lebensdauer, und selbst die wäre für ein einzelnes Individuum zu lang. Alles muß einmal zu einem Abschluß kommen – das ist unausweichlich. Es ist das Gesetz des Universums.«

Eldridge sagte noch immer nichts. Der Arzt seufzte.

»Gibt es etwas, das du möchtest?« fragte er. »Wir möchten dir das Dasein so erträglich wie möglich machen. Gibt es etwas, womit wir dich erfreuen können?«

Eldridge öffnete seinen Mund.

»Gebt mir ein Boot«, sagte er. »Ich möchte eine Angel. Ich möchte eine Flasche Apfelschnaps.«

Der Arzt schüttelte traurig seinen Kopf. Er wandte sich ab und signalisierte den Wachen. Die Käfigtür wurde geöffnet. Er ging hinaus.

»Bringt mir Kürbiskuchen«, rief Eldridge ihm nach. Er setzte sich aufrecht und umfaßte die Gitterstäbe. »Gebt mir ein bißchen grünes Gras hier drinnen.«

Der Arzt überquerte die Brücke. Die Brücke wurde angehoben und hinter ihm eingezogen. Der Bildschirm des Monitors leuchtete auf. Ein wolliges Gesicht blickte heraus und sah, daß alles in Ordnung war. Die äußere Tür ging auf.

»Bringt mir ein paar Bäume!« schrie Eldridge hinter dem Arzt her. »Gebt mir gepflügte Felder! Oder bringt mir wenigstens ein wenig Erde, einfache, gewöhnliche Erde! Bringt mir die!«

Die Tür schloß sich hinter dem Arzt; und Eldridge brach in wildes Gelächter aus. Er hing an den Gitterstäben und starrte mit glühenden Augen hinaus und lachte ...

»Ich möchte gern von dieser Arbeit abgelöst werden«, sagte der Arzt zum Kommandeur.

»Tut mir leid«, erwiderte der andere. »Tut mir wirklich leid. Aber es war unsere taktische Gruppe, die dieses Programm durchsetzte und ausführte; und niemand hat die Erfahrung mit dem Gefangenen, die Sie haben, Doktor. Es ist unmöglich; ich kann nicht auf Sie verzichten.«

Der Arzt verneigte sich und ging hinaus.

Auch die wollige, bärenähnliche Rasse hatte ihre Nervenberuhigungsmittel. Der Arzt ging in sein

Quartier und verabfolgte sich eine Dosis. Eldridge lag unterdessen auf seiner Pritsche und lächelte dann und wann zu sich selbst. Seine Position war so, daß er über die Mauer hinaus zum Flugfeld blicken konnte. Nach einiger Zeit landete eins von den großen Schiffen, und als er die drei Besatzungsmitglieder von Bord gehen sah, lächelte er wieder.

Er legte sich zurück und schloß die Augen. Er schien ein paar Stunden zu dösen, dann ermunterte ihn das Geräusch der Tür. Ein Wächter brachte das Mittagessen. Eldridge setzte sich aufrecht, schob die Pritsche ein kleines Stück weiter und wartete auf die Mahlzeit.

Die Brücke wurde nicht ausgefahren – das geschah nur, wenn ein Besucher in seinen Käfig wollte. Der Monitor wurde eingeschaltet, und ein wolliges Gesicht beobachtete, wie das Essen auf den mechanischen Arm geladen wurde. Der Arm schwenkte über den säuregefüllten Graben, streckte sich zum Käfig, und überwacht vom Gesicht im Monitor, öffnete sich die Futterluke, als der mechanische Arm sein schaufelartiges Ende mit dem Tablett in den Käfig schob.

Lächelnd nahm Eldridge das Tablett herunter. Der Arm zog sich zurück, die Klappe schwang zu und sperrte sich selbsttätig ab. Wächter, Essenträger und Gesicht im Monitor entspannten sich. Der Essenträger wandte sich zur Tür, das Gesicht im Monitor blickte auf irgendein unsichtbares Schaltbrett vor ihm, und die äußere Tür öffnete sich.

In diesem Augenblick handelte Eldridge.

Er sprang auf, und seine Hände packten die Eisenstäbe der Klappe. Es gab ein kurzes Kreischen von Metall, als er die Klappe in einer unglaublich erschei-

nenden Kraftanstrengung losriß und auf sein Bett warf. Im nächsten Moment sprang er mit dem Kopf voran durch die viereckige Öffnung.

Nach einer Rolle kam er am Rand des Grabens wieder auf die Beine. Der scharfe Geruch der Säure stach in seine Nase. Er sprang aus dem Stand mit ausgestreckten Armen vorwärts – und seine Finger schlossen sich um das schaufelförmige Ende des mechanischen Arms, der in seiner langsamen automatischen Bewegung gerade über den Graben zurückschwenkte.

Das Metall der Schaufel knirschte und verbog sich, wurde vom Gewicht abwärts geknickt, aber Eldridge hatte bereits losgelassen und ließ sich vom Schwung seines Körpers durch die Luft tragen. Am anderen Ufer des Grabens prallte er, noch im Flug, gegen den nächsten Wächter und riß ihn mit sich zu Boden.

Eine Sekunde rollten sie ineinander verklammert, dann erschlaffte der Wächter, und Eldridge erhob sich auf ein Knie, in der Rechten das schwarze Rohr des Wächters. Es spuckte einen Feuerstrahl, und der andere Wächter fiel. Eldridge sprang auf und raste zur Tür.

Sie begann sich zu schließen. Aber der unbewaffnete Essenträger hatte sich nach dem ersten Schreck zur Flucht gewandt. Ein Feuerstrahl aus Eldridges Waffe traf ihn in den Rücken. Er fiel vornüber, und die Tür klemmte an seinem Körper. Eldridge sprang ihm nach und zwängte sich durch die Öffnung.

Dann war er draußen auf der freien Fläche. Das Kreischen von Alarmsignalen spaltete die Luft. Er begann zu rennen ...

Der Arzt fühlte bereits die Wirkung des Beruhigungsmittels, doch war sie nicht so stark, daß sie ihn gehindert hätte, zum Flugfeld zu eilen, als die Nachricht kam. Getrieben von einer perversen Neugierde, suchte er zuerst das Gefängnis auf, um die herausgerissene Klappe und den verbogenen mechanischen Arm zu untersuchen. Er folgte Eldridges Fluchtweg, der ihn schräg über das Flugfeld zu einer Stelle führte, wo der Kommandeur und der Akademiker bei einer geschwärzten Fläche standen. Sie begrüßten ihn mit kleinen Verneigungen.

»Hier hat er ein Schiff genommen?« fragte der Arzt.

»Hier hat er ein Schiff genommen«, sagte der Kommandeur.

Es entstand eine kurze Stille zwischen ihnen.

»Nun«, sagte der Akademiker, »wir haben unsere Antwort.«

»Wirklich?« Der Kommandeur blickte beinahe bitrend von einem zum anderen. »Ist es nicht möglich – daß es bloß Zufall war? Daß der Verschuß der Klappe zufällig versagte, und er blindlings handelte und Glück hatte?«

Der Arzt schüttelte seinen Kopf. Die Droge machte ihn ein wenig müde, und er fühlte, daß seine Emotionen künstlich gedämpft waren, aber sein Denkvermögen hatte nicht gelitten.

»Die Scharniere der Klappe«, sagte er, »waren korrodiert – von Säure zerfressen.«

»Von Säure?« Der Kommandeur starrte ihn an. »Wo hätte er Säure herkriegern können?«

»Aus seinem eigenen Verdauungsapparat – herausgewürgt und in die Scharniere gespuckt. Sein Magen sonderte unter anderem Salzsäure ab – natürlich

stark verdünnt und nicht allzu wirksam, aber im Laufe einer längeren Zeit ...«

»Trotzdem«, sagte der Kommandeur verzweifelt. »Ich glaube, daß Glück dabei eine große Rolle spielte.«

»Können Sie das glauben?« fragte der Akademiker. »Bedenken Sie die genaue Wahl des Zeitpunkts, wo der mechanische Arm in geeigneter Position war, die äußere Tür offen stand und der Wächter überrascht werden konnte. Bedenken Sie den sicheren und unbedenklichen Waffengebrauch, der nur das Ergebnis langer und geduldiger Beobachtung sein konnte, und schließlich die Wahl eines Zeitpunkts, wo ein voll ausgerüstetes Schiff mit noch nicht abgekühlten Triebwerken auf ihn wartete.« Er schüttelte seinen wolligen Kopf. »Nein, wir haben unsere Antwort. Wir steckten ihn in ein ausbruchssicheres Gefängnis und er entkam.«

»Aber nichts davon war möglich!« rief der Kommandeur.

Der Arzt lachte. Er wollte etwas sagen, doch der Akademiker kam ihm zuvor.

»Es kommt nicht darauf an, was er getan hat«, sagte er, »sondern auf die Tatsache, daß er es tat. Kein Angehöriger einer anderen bekannten Kultur hätte auch nur die Möglichkeit erwogen. Sehen Sie, er mißachtete, leugnete die Tatsache, daß Flucht unmöglich war. Genau das ist es, was seine Art so gefährlich macht. Die Tatsache, daß etwas unmöglich ist, stellt für ihren suchenden Verstand kein Hindernis dar. Das, und nur das, stellt sie auf eine Ebene, die wir nie erreichen können.«

»Aber das ist eine falsche Prämisse!« protestierte



der Kommandeur. »Sie können Naturgesetze nicht mißachten. Sie sind an die physikalische Ordnung des Universums gebunden.«

Der Arzt lachte wieder. Sein Lachen hatte einen wilden Unterton. Der Kommandeur sah ihn an.

»Sie haben Drogen genommen«, sagte der Kommandeur.

»Ja«, gluckste der Arzt. »Und auch Sie werden bald zu Beruhigungsmitteln greifen. Machen wir uns auf das Ende unserer Rasse, unserer Kultur und unserer Ordnung gefaßt.«

»Hysterie«, sagte der Kommandeur.

»Hysterie?« fragte der Arzt zurück. »Nein – Schuldbewußtsein! Die Legende sagte uns, wir sollten sie nicht berühren, die explosive Mischung ihrer Art nicht durch einen Funken zur Entladung bringen. Und wir gingen hin und taten es, Sie und Sie und ich. Und nun haben wir einen Feind fortgeschickt, in einem Schiff, das ihn durch die ganze Galaxis tragen kann, verproviantiert für Jahre und ausgerüstet mit Sternkarten und allen Hinweisen für das Verständnis unserer Kultur und die Wiederauffindung seiner Heimatwelt.«

»Ich sage«, beharrte der Kommandeur, »daß er nicht so gefährlich ist – noch nicht. Bisher hat er nichts getan, was einer von uns nicht auch hätte tun können. Er hat keine übernatürlichen Fähigkeiten gezeigt.«

»Wirklich nicht?« sagte der Arzt. »Was ist mit der Hitzebarriere, unserer gefährlichsten Waffe, die ihn zu Asche verbrennen konnte, wenn er sie nur berührte?«

Der Kommandeur starrte ihn an. »Die Barriere war

natürlich ausgeschaltet, um den Essenträger hinauszulassen. Ich dachte ...«

»Ich habe es nachgeprüft«, sagte der Arzt. »Die Barriere wurde wieder eingeschaltet, bevor er hinauskonnte.«

»Aber er entkam! Sie meinen doch nicht ...« Des Kommandeurs Stimme versagte. Die drei standen gefangen in einer plötzlichen Stille. Langsam, wie von einer unsichtbaren Kraft bewegt, hoben sie ihre woligen Schädel und starrten hinauf in den leeren Himmel.

»Sie meinen ...«, murmelte der Kommandeur wieder.

»Genau!« flüsterte der Arzt.

Irgendwo lächelte Eldridge zu den Sternen.

## Die Stunde der Delphine

Natürlich gab es keinen Grund, warum eine Besucherin der Forschungsstation nicht schön sein sollte. Aber Mal hatte nicht erwartet, daß eine Frau die Insel besuchen würde, und schon gar nicht so eine.

Kastor und Pollux waren an diesem Morgen nicht ins Meerwasserbecken gekommen. Vielleicht hatten sie die Station verlassen, wie andere wilde Delphine es vor ihnen getan hatten – und heutzutage trug Mal immer die Angst mit sich herum, daß die Willernie-Stiftung irgendeinen Vorwand benützen würde, um die Mittel für weitere Forschungen zu sperren. Seit Dr. Edwin Knight gestorben war und Corwin Brayt seine Nachfolge als Leiter der Station angetreten hatte, wurde Mal von dieser Befürchtung geplagt. Allerdings hatte Brayt nichts gesagt. Es war nur ein Gefühl, das Mal aus der Anwesenheit des kalten, großgewachsenen Mannes zuwuchs. So kam es, daß Mal draußen vor der Station war und mit den Augen die Oberfläche des Ozeans nach Kastor und Pollux absuchte, als das Wassertaxi vom Festland die Besucherin brachte.

Sie stieg aus und kam die Landungsbrücke entlang, und als sie ihn von der Terrasse vor dem Hauptgebäude der Station herabstarren sah, winkte sie ihm zu, als ob sie gut mit ihm bekannt wäre.

»Hallo«, sagte sie, als sie vor ihm stehenblieb.  
»Sind Sie Corwin Brayt?«

Angesichts ihrer strahlenden Schönheit war sich Mal plötzlich stärker als sonst der hageren, schlampig gekleideten Durchschnittlichkeit seiner Erscheinung

bewußt. Sie hatte braune Haare und war groß für ein Mädchen – aber das beschrieb sie nicht annähernd. Es war Vollkommenheit an ihr, und ihr Lächeln rührte ihn seltsam an.

»Nein«, sagte er. »Ich bin Malcolm Sinclair. Corwin Brayt ist in seinem Büro, glaube ich.«

»Mein Name ist Jane Wilson«, sagte sie. »Die Zeitschrift ›Background Monthly‹ hat mich hergeschickt, daß ich einen Artikel über die Delphine schreibe. Arbeiten Sie mit ihnen?«

»Ja«, sagte Mal. »Ich war dabei, als Doktor Knight mit seiner Arbeit hier anfing.«

»Ah, gut«, sagte sie. »Dann können Sie mir sicherlich einiges sagen. Waren Sie hier, als Doktor Brayt nach Doktor Knights Tod die Leitung der Station übernahm?«

»Mr. Brayt«, korrigierte er. »Ja.« Er starrte sie an, völlig fasziniert und von ungewohnten Empfindungen durchflutet. Sie mußte es merken, doch gab sie es nicht zu erkennen.

»Mr. Brayt?« echote sie. »Oh. Ich sehe. Ist er ein guter Forschungsleiter?«

»Mr. Brayt kümmert sich um die Verwaltungsangelegenheiten«, sagte Mal. »Mit der Forschung hat er nichts zu tun.«

»Nicht?« Sie machte ein erstauntes Gesicht. »Aber hat er nach Doktor Knights Tod nicht dessen Stelle eingenommen?«

»Nun, ja«, sagte Mal zögernd, »aber nur als Verwalter der Station hier. Sehen Sie – die meisten Mittel für unsere Arbeit hier kommen von der Willernie-Stiftung. Dort hatte man Vertrauen in Doktor Knight, aber als er starb, wollte man einen eigenen Mann an

die Spitze stellen, um die Verwendung der Gelder zu kontrollieren. Uns stört es nicht.«

»Willernie-Stiftung«, sagte sie. »Die kenne ich nicht.«

»Sie wurde von einem gewissen Willernie in St. Louis ins Leben gerufen«, sagte Mal. »Er machte sein Geld mit der Fabrikation von Küchenutensilien, und als er alt wurde, gründete er zur Verewigung seines Namens und wegen der Erbschaftssteuer die Stiftung zur Förderung der Grundlagenforschung.« Mal lächelte. »Fragen Sie mich nicht, wie er von Küchengeräten darauf gekommen ist. Das ist für Sie nicht viel Information, wie?«

»Es ist mehr, als ich vor einer Minute hatte«, antwortete sie, gleichfalls lächelnd. »Kannten Sie Corwin Brayt, bevor er hierher kam?«

Mal schüttelte den Kopf. »Nein. Außerhalb der Gebiete Biologie und Zoologie kenne ich kaum Leute.«

»Nun, ich könnte mir denken, daß Sie ihn in den sechs Monaten seiner Tätigkeit hier gut kennengelernt haben.«

Mal zögerte. »Nun – äh, ich würde nicht sagen, daß ich ihn gut kenne, im Gegenteil. Sehen Sie, er ist den ganzen Tag oben in seinem Büro, und ich bin bei Kastor und Pollux – das sind die zwei wilden Delphine, die wir dazu gebracht haben, daß sie zur Station kommen. Corwin Brayt und ich sehen uns kaum.«

»Auf dieser kleinen Insel?«

»Es klingt vielleicht komisch – aber jeder hat mit seiner eigenen Arbeit zu tun.«

Sie lächelte wieder. »Ich verstehe. Können Sie mich zu ihm bringen?«

»Zu ihm?« Mal erinnerte sich plötzlich, daß sie

noch auf der Terrasse standen. »Ach ja, Sie wollten mit Mr. Brayt sprechen.«

»Nicht nur mit ihm«, sagte sie. »Ich möchte die ganze Station kennenlernen.«

»Gut. Ich werde Sie ins Büro bringen. Kommen Sie.«

Er führte sie über die Terrasse und durch den Haupteingang in die klimatisierte Kühle des Innern. Corwin Brayt ließ die Klimaanlage ständig laufen, als ob seine eisige Persönlichkeit nach der trockenen Kälte einer Gebirgsatmosphäre verlangte. Mal führte Jane Wilson durch einen kurzen Korridor und eine weitere Tür in ein großes Büro mit breiter Fensterfront zum Meer. Ein großer, schlanker, breitschultriger Mann mit dunklem Haar und gebräuntem Gesicht blickte von einem großen Schreibtisch auf und erhob sich, als er Jane Wilson sah.

»Mr. Brayt«, sagte Mal. »Dies ist Miß Jane Wilson vom ›Background Monthly‹.«

Corwin Brayt kam mit ausdrucksloser Miene um seinen Schreibtisch. »Ja«, sagte er mit metallischer Stimme, »ich erhielt gestern ein Telegramm, das Ihren Besuch ankündigte.« Er wartete nicht, daß sie ihm die Hand gab, sondern streckte die seine aus. Ihre Finger berührten sich in einem flüchtigen Händedruck.

»Ich muß mich um meine Delphine kümmern«, sagte Mal, als er sich zögernd zum Gehen wandte.

»Wir sehen uns später, Mr. Sinclair«, sagte sie mit einem Blick über die Schulter.

»Ja. Ja, vielleicht«, sagte er. Er ging hinaus. Als er die Bürotüre hinter sich geschlossen hatte, blieb er einen Moment im dämmerig-kühlen Korridor stehen und schloß die Augen. Sei nicht blöd, sagte er sich.

Eine Frau wie die kann ganz andere Männer haben als dich.

Er öffnete seine Augen und ging hinaus und zum Becken hinter der Station, wo die nichtmenschliche Welt der Delphine begann.

Als er anlangte, fand er, daß Kastor und Pollux zurückgekehrt waren. Ihr Becken war offen, mit freiem Zugang zu den offenen blauen Wassern der Karibischen See. In der Anfangszeit der Forschungsstation hatten sie die Delphine wie andere gefangene Wildtiere eingesperrt. Die Tiere waren in einem großen, betonierten Meerwasserbecken gehalten worden. Erst später, als die Arbeit in der Station auf ein Problem gestoßen war, das Knight »Umweltbarriere« genannt hatte, wurde die Idee geboren, das Becken zum Meer zu öffnen, damit die Delphine, mit denen sie arbeiteten, bleiben oder die Station verlassen konnten, wie sie es wollten.

Sie waren fortgeschwommen – aber sie waren zurückgekehrt. Nach einiger Zeit waren sie endgültig verschwunden. Aber seltsamerweise waren von Zeit zu Zeit wilde Delphine gekommen, ihren Platz einzunehmen, so daß es in der Station fast immer Delphine gab.

Kastor und Pollux waren das letzte Paar. Sie waren vor ungefähr vier Monaten aufgetaucht, nachdem ein einzelner Delphin, der die Station bis dahin frequentiert hatte, weggeblieben war. Frei und unabhängig, waren sie überaus willig zur Zusammenarbeit gewesen. Aber die Barriere war nicht durchgebrochen worden.

Nun glitten sie in spielerischen Figuren durch das dreißig Meter lange Becken, über-, unter- und neben-

einander, wobei ihre fast identischen, zweieinhalb Meter langen Körper sich beinahe, aber nie wirklich berührten. Die Tonaufzeichnung zeigte, daß sie im Ultraschallbereich zwischen achtzig und hundertzwanzig Kilohertz miteinander sprachen. Ihre Bewegungen im Wasser faszinierten ihn um so mehr, je länger er sie beobachtete. Sie waren von regelmäßiger Abfolge, und rituell wie ein Tanz.

Er setzte sich und legte die Kopfhörer an, die mit den Unterwassermikrofonen an beiden Seiten des Beckens verbunden waren. Durch ein eigenes Mikrofon konnte er über Unterwasserlautsprecher zu ihnen sprechen, und das tat er jetzt, aber sie ignorierten seine Frage nach dem Sinn ihrer Bewegungen und schwammen weiter ihre Figuren.

Das Geräusch von Schritten hinter ihm ließ ihn aufmerken. Er sah Jane Wilson die Betontreppe von der Station herunterkommen, begleitet von Pete Adant, dem Stationsmechaniker.

»Da ist er«, sagte Pete, als sie am Fuß der Treppe waren. »Ich muß jetzt umkehren.«

»Danke.« Sie gab Pete das gleiche Lächeln, das Mal zuvor so verwirrend gefunden hatte. Pete wandte sich um und stapfte die Treppe hinauf. Sie kam langsam näher und blickte neugierig ins Becken.

»Störe ich?« fragte sie.

Er nahm die Kopfhörer ab. »Nein. Ich kriegte sowieso keine Antworten.«

Sie betrachtete die zwei Delphine bei ihrem Unterwassertanz. Bei jeder Wendung der elegant gleitenden Körper entstanden kleine Wirbel an der Oberfläche.

»Antworten?« sagte sie. Sie lächelte ein wenig unsicher.



»Wir nennen sie Antworten«, sagte er. »Manchmal können wir Fragen stellen und kriegen Antworten.«

»Sinnvolle Antworten?«

»Manchmal. Sie wollten mich wegen etwas sprechen?«

»Wegen allem«, sagte sie. »Es scheint, daß Sie der Mann sind, mit dem ich sprechen muß – nicht Brayt. Er schickte mich zu Ihnen. Soviel ich verstanden habe, sind Sie derjenige mit der Theorie.«

»Theorie?« sagte er wachsam, während ein Unbehagen sich in ihm ausbreitete.

»Die Idee, dann«, sagte sie. »Die Idee, daß eine interstellare Zivilisation, sollte es eine geben, darauf warten könnte, daß die Bewohner der Erde sich qualifizieren, bevor sie mit ihnen Verbindung aufnimmt. Und daß dieser Test nicht ein technologischer sein könnte, wie etwa die Entwicklung eines überlichtschnellen Antriebs, sondern ein soziologischer ...«

»Wie das Erlernen der Kommunikation mit einer fremden Rasse – einer Rasse wie derjenigen der Delphine«, unterbrach er sie rauh. »Hat Corwin Brayt Ihnen das erzählt?«

»Ich hörte davon, bevor ich zu Ihrer Station kam«, sagte sie. »Allerdings hatte ich gedacht, es sei Brayts Theorie.«

»Nein«, sagte Mal. »Es ist meine.« Er blickte sie mißtrauisch an. »Sie lachen ja nicht.«

»Sollte ich lachen?« sagte sie. Sie verfolgte aufmerksam die Bewegungen der Delphine. Plötzlich empfand er eine unvernünftige Eifersucht, daß die zwei ihre Aufmerksamkeit fesselten; und die Emotion stachelte ihn zu etwas an, das er sonst nicht gewagt hätte.

»Fahren Sie mit mir zum Festland«, sagte er. »Wir können zusammen zu Mittag essen, und dabei erzähle ich Ihnen alles.«

»Ja. Mir ist es recht.« Sie blickte endlich von den Delphinen weg und zu ihm, und er war erstaunt, daß sie die Stirn runzelte. »Es gibt vieles, was ich nicht verstehe«, murmelte sie. »Ich dachte, es sei Brayt, über den ich lernen mußte. Aber nun sind Sie es – und die Delphine.«

»Vielleicht können wir das auch beim Mittagessen klären«, sagte Mal, dem nicht ganz klar war, was sie meinte. Aber es kümmerte ihn nicht sonderlich. »Kommen Sie mit zum Steg.«

Sie fuhren mit einem der beiden schnellen Motorboote hinüber nach Carúpano und setzten sich auf die Terrasse eines kleinen Hafenrestaurants, während das höfliche Spanisch weicher venezolanischer Stimmen von den anderen Tischen herüberklang.

»Warum sollte ich über Ihre Theorie lachen?« fragte sie, als der Kellner das Essen gebracht hatte.

»Die meisten Leute halten es für eine absurde Entschuldigung unseres Versagens.«

Ihre geschwungenen Brauen hoben sich. »Versagen?« fragte sie. »Ich dachte, Sie machten stetige Fortschritte.«

»Ja. Und nein. Noch zu Doktor Knights Lebzeiten stießen wir auf ein Problem, das er die Umweltbarriere nannte.«

»Umweltbarriere?«

»Ja.« Mal stocherte mit der Gabel zwischen den Krabben seines Meeresgerichts. »Unsere Arbeit baut auf den Forschungen auf, die Doktor John Lilly

durchführte. Haben Sie sein Buch ›Mensch und Delphin‹ gelesen?«

»Nein«, sagte sie. Er sah sie erstaunt an.

»Lilly war der Pionier auf diesem Gebiet. Ihm verdanken wir einen guten Teil dessen, was wir über die Delphine wissen«, sagte Mal. »Ich dachte, die Lektüre dieses Buches sei Ihre wichtigste Vorbereitung für diesen Besuch gewesen.«

»Ich muß gestehen, daß es nicht so war«, sagte sie. »Hauptsächlich versuchte ich etwas über Corwin Brayt in Erfahrung zu bringen. Und ich war wenig erfolgreich damit. Deshalb landete ich hier mit der Vorstellung, daß er derjenige sei, der mit den Delphinen arbeitet. Aber erzählen Sie mir von dieser Umweltbarriere.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, sagte er. »Wie die meisten großen Probleme ist es einfach zu beschreiben. Den ersten Forschern, die mit Delphinen arbeiteten, kam es so vor, als ob die Kommunikation mit unseren Brüdern im Meer in greifbarer Nähe wäre – eine bloße Frage der Umsetzung ihrer Lautsprache in den menschlichen Hörbereich. Dann, so meinte man damals, könnte es nicht schwierig sein, ihre Sprache zu lernen und die Delphine die menschliche Sprache zu lehren.«

»Und es stellte sich heraus, daß das nicht zu machen war?«

»Es war zu machen. Es wurde gemacht; oder jedenfalls so ähnlich. Aber dann wurden wir mit der Tatsache konfrontiert, daß Kommunikation nicht dasselbe ist wie Verstehen. Sie und ich sprechen die gleiche Sprache, aber verstehen wir wirklich genau, was die andere Person meint, wenn sie zu uns spricht?«

Sie sah ihn eine Weile nachdenklich an, und dann schüttelte sie langsam ihren Kopf.

»Nun«, sagte Mal, »das ist unser Problem mit den Delphinen, nur in einem viel größeren Maßstab. Delphine wie Kastor und Pollux können mit mir sprechen, und ich mit ihnen, aber wir können einander kaum verstehen.«

»Sie meinen, intellektuell verstehen, nicht wahr?« fragte Jane Wilson. »Nicht bloß mechanisch?«

»Richtig«, antwortete Mal. »Wir können in der Bezeichnung von Dingen übereinstimmen, aber nicht in der Bedeutung. Ich kann zu Kastor sagen: ›Der Golfstrom ist eine mächtige Meeresströmung‹, und er wird mir wahrscheinlich zustimmen. Aber keiner von uns hat in Wirklichkeit die leiseste Ahnung, was der andere tatsächlich meint. Mein Vorstellungsbild vom Golfstrom ist nicht Kastors Vorstellungsbild. Meine Idee von ›mächtig‹ ist abhängig von der Tatsache, daß ich einen Meter achtzig groß bin, hundertfünfzig Pfund wiege und mein Eigengewicht gegen den Zug der Schwerkraft heben kann. Kastors ist abhängig von der Tatsache, daß er zweieinhalb Meter lang ist, mit sechzig Stundenkilometern durch das Wasser sausen kann und seines Wissens nichts wiegt, weil seine vierhundert Pfund Körpergewicht vom gleichen Gewicht seiner Wasserverdrängung aufgehoben werden. Und die Vorstellung, etwas zu heben, ist ihm unbekannt. Meine Vorstellung vom Ozean ist nicht die seine, und unsere Vorstellung von einer Strömung könnte auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sein, könnte aber auch durch Welten getrennt sein. Wir können es nicht feststellen. Und wir haben bisher keinen Weg gefunden, die Lücke zwischen uns zu überbrücken.«

»Die Delphine haben sich genauso um Verständigung bemüht wie Sie?«

»Ich glaube es«, sagte Mal. »Aber ich kann es nicht beweisen. Genausowenig wie ich hartgesottene Skeptikern die Intelligenz der Delphine beweisen kann, solange ich nicht etwas vorweisen kann, das bisher außerhalb menschlichen Wissens war und mir von den Delphinen beigebracht wurde. Oder solange ich nicht demonstrieren kann, daß sie den Gebrauch irgendeines menschlichen Denkprozesses erlernt haben. Und in diesen Dingen haben wir alle versagt – und zwar wegen der Bedeutungslücke, die ein Resultat der Umweltbarriere ist.«

Sie saß da und beobachtete ihn. Er hatte auf einmal das Gefühl, daß er einfältig sei, ihr alles dies zu sagen, aber seit Dr. Knights Tod hatte er keine Gelegenheit gehabt, das Thema zu erörtern. Die Worte drängten einfach aus ihm heraus.

»Wir müssen lernen, wie die Delphine zu denken«, sagte er. »Oder die Delphine müssen lernen, wie wir zu denken. Seit bald sechs Jahren versuchen wir es, doch bisher ist es keiner Seite gelungen.« Ohne nachzudenken, fügte er den einen Satz hinzu, den er für sich behalten wollte: »Ich fürchte, daß die Mittel für unsere Forschung jetzt jeden Tag gesperrt werden.«

»Gesperrt? Von der Willernie-Stiftung?« sagte sie. »Warum sollte sie das tun?«

»Weil wir in dieser ganzen Zeit keinen Fortschritt gemacht haben«, sagte Mal bitter. »Jedenfalls keinen beweisbaren Fortschritt. Und wenn das Forschungsprogramm abgebrochen wird, dann wird es möglicherweise nie wieder aufgenommen. Vor sechs Jahren war das Interesse für die Delphine groß. Bücher erschie-

nen, und die Magazine und Illustrierten machten das Thema in der Öffentlichkeit populär. Nun, weil die schnellen, spektakulären Erfolge ausgeblieben sind, hat man die Delphine abgeschrieben und vergessen.«

»Aber Sie wissen nicht sicher, daß die Forschung für immer eingestellt wird.«

Mal zuckte die Achseln. »Ich fühle es. Es hängt mit meiner Theorie zusammen, daß die Fähigkeit zur Kommunikation mit einer fremden Rasse vom Gelingen dieses Tests abhängen könnte. Ich fühle, daß wir diese eine Chance haben, und wenn wir sie verpfuschen, wird es keine zweite für uns geben.« Er beugte sich über den Tisch und klopfte mit den Knöcheln auf das Tuch. »Das Schlimmste aber ist, ich weiß, daß die Delphine genauso bemüht sind, von ihrer Seite die Barriere zu überwinden. Wenn ich nur begreifen könnte, was sie machen, wie sie versuchen, sich mir verständlich zu machen!«

Jane Wilson hatte ihn schweigend beobachtet. Nach einer Pause sagte sie: »Sie scheinen davon überzeugt zu sein. Was macht Sie so sicher?«

Seine Finger strecken sich. Er ließ sich in den Stuhl zurücksinken.

»Haben Sie schon einmal einen Blick in die Kiefer eines Delphins geworfen?« sagte er. »Sie sind so lang.« Er hielt seine Hände in die Luft, um es zu demonstrieren. »Und jedes Kieferpaar enthält achtundachtzig scharfe Zähne. Außerdem wiegt ein Delphin wie Kastor mehrere hundert Pfund und kann sich mit Geschwindigkeiten durch das Wasser bewegen, die ein Mensch aus eigener Kraft nicht annähernd erreicht. Er könnte unsereinen mit Leichtigkeit zerquetschen, indem er ihn an den Beckenrand drängte,

wenn er es nicht vorzöge, ihn mit seinen Zähnen zu zerreißen oder ihm mit einem Schlag der Schwanzflosse die Knochen zu brechen.« Er hielt inne und blickte sie grimmig an. »Trotz alledem, trotz der Tatsache, daß Menschen Delphine gefangen und getötet haben, hat noch nie ein Delphin ein menschliches Wesen angegriffen – obwohl Delphine keinerlei Hemmung haben, ihre Zähne und ihre Kräfte gegen Feinde im Meer einzusetzen. Es gibt zahlreiche Legenden und Erzählungen, in denen von der Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Delphine berichtet wird. Aristoteles spricht schon im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ›Von der sanften und freundlichen Natur des Delphins‹.«

Er brach ab und sah Jane Wilson scharf an.

»Sie glauben mir nicht«, sagte er.

»Doch«, antwortete sie. »Gewiß. Warum sollte ich nicht?«

»Entschuldigen Sie«, murmelt er. »Wissen Sie, ich habe den Fehler gemacht, all dies vor anderen Leuten zu erwähnen, und ich bedaure noch heute, daß ich es tat. Ein Mann, dem ich das erzählte – ein Wissenschaftler, übrigens –, meinte dazu, man könne daraus ersehen, daß der Delphin instinktiv die menschliche Überlegenheit und die Höherwertigkeit menschlichen Lebens anerkenne.« Mal lachte rauh auf. »Der Mann war Naturwissenschaftler und nicht Theologe, aber auch er wollte alles als bloßen Instinkt abtun. ›Sie sind wie Hunde«, sagte er mir. ›Hunde bewundern und lieben den Menschen instinktiv ...‹ Und dann wollte er mir von seinem Dackel erzählen, der die Zeitung lesen konnte und sie ihm nicht bringen wollte, wenn auf der Titelseite eine Tragödie gemel-

det wurde. Den Beweis dafür sah er darin, daß er die Zeitung gelegentlich selber ins Haus tragen mußte.«

Jane Wilson lachte. Es war ein tiefes, glückliches Lachen; und es nahm plötzlich die Bitterkeit von Mal.

»Wie dem auch sei«, sagte er, »die Rücksichtnahme des Delphins gegenüber dem Menschen und die Tatsache, daß frei lebende Delphine regelmäßig zu uns in die Station kommen, sind nur zwei von vielen Hinweisen, die mich überzeugt haben, daß die Delphine uns zu verstehen suchen. Vielleicht haben sie es schon seit Jahrhunderten versucht.«

»Ich sehe nicht ein, wieso Sie sich um den Fortbestand der Forschungsstation Gedanken machen«, sagte sie. »Mit dem Wissen, das Sie erworben haben, müßten Sie die Leute doch überzeugen können.«

»Es gibt nur eine Person, die ich überzeugen muß«, antwortete Mal. »Und die ist Corwin Brayt. Ich habe nicht den Eindruck, daß es mir bisher gelungen ist. Mir ist, als habe er nur die Aufgabe, mich und die Arbeit in der Station zu beurteilen.« Mal zögerte. »Ich habe beinahe das Gefühl, daß er der Liquidator der Station ist.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Jane Wilson. »Das kann nicht sein. Wenn Sie wollen, stelle ich es für Sie fest. Es gibt Mittel und Wege, das herauszubringen. Ich könnte Ihnen die Antwort schon jetzt geben, wenn ich geahnt hätte, daß er nur administrative Aufgaben hat. Aber ich hielt ihn für einen Wissenschaftler und suchte an den falschen Orten etwas über ihn zu erfahren.«

Mal blickte sie stirnrunzelnd an, ungläubig.

»Meinen Sie wirklich, Sie können das für mich feststellen?« fragte er.



Sie lächelte.

»Warten Sie ab«, sagte sie. »Ich möchte selbst gern wissen, was für einen Hintergrund er hat.«

»Das wäre gut«, sagte er eifrig. »Ich weiß, es klingt phantastisch – aber wenn ich recht habe, dann könnte die Forschung mit den Delphinen wichtig sein, wichtiger als viele andere Projekte, die mit Millionenaufwand gefördert werden.«

Sie stand plötzlich vom Tisch auf.

»Ich werde gehen und mich gleich um die Sache kümmern«, sagte sie. »Fahren Sie ruhig zur Insel zurück. Es wird ein paar Stunden dauern, bis ich fertig sein werde, und dann kann ich das Wassertaxi nehmen.«

»Aber Sie sind noch nicht mit dem Essen fertig«, sagte er. »Tatsächlich haben Sie noch gar nicht angefangen. Essen wir zuerst, dann können Sie gehen.«

»Ich möchte ein paar Leute anrufen und muß sehen, daß ich sie noch erreiche, bevor sie Feierabend machen«, erwiderte sie. »Bei diesen Ferngesprächen muß man die Zeitdifferenz berücksichtigen. Tut mir leid. Wir können heute abend gemeinsam essen, wenn Sie wollen – ist das recht?«

»Es muß recht sein«, sagte er.

Mal beendete seine Mahlzeit ohne rechten Appetit. Dann blieb er sitzen und trank zwei weitere Rumcocktails – etwas Ungewöhnliches für ihn –, bevor er das Motorboot bestieg und zur Insel zurückkehrte.

Auf dem Weg von der Landungsbrücke zum Delphinbecken traf er Pete Adant.

»Da bist du ja«, sagte Pete. »Brayt will dich in einer Stunde sprechen – das heißt, wenn er zurückkommt.

Er ist mit dem Hubschrauber zum Festland geflogen.«

Unter gewöhnlichen Umständen hätte eine solche Nachricht die üblen Vorahnungen über eine Stilllegung der Forschungsstation in Mal geweckt, aber die drei großen Rumcocktails hatten seine Emotionen gedämpft. Er nickte und ging weiter zum Becken.

Die Delphine waren noch da und schwammen ihre Figuren. Oder bildete er sich das bloß ein? Mal setzte sich auf seinen Stuhl vor das Aufnahmegerät, das die Geräusche der Delphine registrierte und in einer visuell ablesbaren Kurve aufzeichnete. Er schaltete das Mikrophon ein und schob die Kopfhörer über seine Ohren.

Auf einmal traf ihn der Gedanke, wie nutzlos das alles sei. Seit vier Jahren unterzog er sich täglich dieser Routine, und welche Resultate konnte er vorweisen? Stapel von Spulen, die den Fehlschlag einer wirklich produktiven Konversation mit den Delphinen minuziös darlegten.

Er nahm die Kopfhörer ab und legte sie weg. Er zündete eine Zigarette an und betrachtete sinnend das Unterwasserballett der Delphine. Die anmutige Zielsicherheit und mühelose Eleganz ihrer Bewegungen stand weit über allem, was ein Mensch in der Luft oder auf dem Land vollführen konnte. Er dachte wieder daran, was er Jane Wilson über die Friedfertigkeit der Delphine gegenüber den Menschen erzählt hatte. Selbst wenn sie von Menschen gefangen, verletzt oder getötet wurden, weigerten sich Delphine, ihre Fänger und Peiniger anzugreifen. Er dachte an die Tatsache, daß Delphine einem Artgenossen zu Hilfe kommen, der verletzt und besinnungslos ist,

und ihn an der Wasseroberfläche halten, so daß er nicht ertrinkt.

Er dachte an ihren spielerischen Mutwillen, ihre Zuneigung zum Menschen, den breiten und vielfältigen Bereich ihrer Sprache. Bei den Delphinen gab es keine erkennbaren Impulse zu Krieg und Mord, zu Haß und Grausamkeit, nicht einmal zur Unfreundlichkeit. In den meisten Kategorien schnitt der Durchschnittsmensch im Vergleich zum Delphin schlecht ab. Kein Wunder, dachte Mal, daß sie und wir Schwierigkeiten haben, einander zu verstehen. In einer anderen Umgebung und unter anderen Lebensbedingungen sind sie die Art von Leuten, die wir gern sein möchten. Wir haben die Technologie und die Fähigkeit zum Gebrauch von Werkzeugen, trotzdem sind wir in vielerlei Hinsicht mehr Tier als sie.

Wir sollten von dem Wahn ablassen, daß wir besser seien als sie, dachte er, mit benommener Melancholie ihre Bewegungen verfolgend. Wahrscheinlich wäre ich selbst glücklicher, wenn ich ein Delphin wäre. Die Idee erschien ihm ungemein anziehend. Die endlose offene See, die Freiheit, ein Ende mit allen komplizierten und fehlerbehafteten Strukturen menschlicher Landzivilisation. Ein paar Zeilen aus einem Gedicht kamen ihm in den Sinn.

»Kommt, Kinder«, zitierte er laut zu sich selbst, »laßt uns fort! Hinunter und fort, hinab ...!«

Er sah die zwei Delphine in ihrem Unterwasserballett innehalten und sah, daß sein Mikrofon eingeschaltet war. Ihre Köpfe wandten sich zum Unterwasserlautsprecher. Mal erinnerte sich an die folgenden Zeilen, und er sagte sie den Delphinen laut auf.

»Nun rufen meine Brüder von der See,  
Nun bläst der große Wind landein,  
Schon brandet Salzflut an die Klippen,  
Schon schütteln weiße Pferde ihre Mähnen,  
Stampfen und toben und wiehern im Gischt.«

Er brach verlegen ab und blickte hinunter zu den Delphinen. Einen Moment schwebten sie unter der Oberfläche, dem Lautsprecher gegenüber. Dann wendete Kastor und tauchte auf. Seine Stirn mit dem Blasloch durchbrach die Oberfläche, und dann kam der ganze Kopf nach, als er zu Mal aufblickte. Die empfindlichen Lippen und Muskeln des Blasloches sprachen quakende Worte.

»Komm, Mal!« quakte er. »Laß uns fort! Hinunter und fort! Hinab!«

Der Kopf von Pollux tauchte neben Kastor auf. Mal starrte die beiden an. Dann riß er seinen Blick von ihnen los und prüfte das Band des Aufzeichnungsgeräts. Da war die rhythmische Aufzeichnung seiner eigenen Stimme, wie sie im Becken geklungen hatte, und darunter, auf den separaten Spuren, waren parallelrhythmische Aufzeichnungen der Delphin-Stimmen. Sie hatten im nichthörbaren Bereich mitgesprochen, als er zitiert hatte.

Mal stand auf. Benommen ging er zum seichten Ende des Beckens, wo Stufen ins Wasser führten, das hier nur einen Meter tief war.

»Komm, Mal!« quakte Kastor. Die zwei Delphine hatten ihre Köpfe noch immer über dem Wasser und schauten ihn an. »Laß uns fort! Hinunter und fort! Hinab!«

Mal stieg langsam die Stufen hinunter. Er fühlte die

Kühle des Wassers durch seine Hosenbeine dringen und an ihm aufwärts kriechen. Zwei Meter vor ihm schwebten die Delphine im Wasser und warteten. Mal stand hüfttief im Wasser und sah sie an. Er dachte, daß sie ihm irgendein Zeichen geben würden, einen Hinweis, was sie von ihm erwarteten.

Sie gaben ihm keinen Anhaltspunkt. Sie warteten nur. Er ruderte vorwärts in tieferes Wasser, hielt den Atem an, zog den Kopf ein und stieß sich ab.

Er sah den körnigen Betonboden des Beckens unter sich. Er schwamm getaucht und mit langsamen Bewegungen, und auf einmal waren die zwei Delphine bei ihm – sie umkreisten ihn, glitten über und unter ihm durch und streiften ihn leicht, als ob sie ihn aufmuntern wollten, an ihrem Unterwasserballett teilzunehmen. Er hörte das Knarren, das eins ihrer Unterwassergeräusche war, und er wußte, daß sie wahrscheinlich in Frequenzen sprachen, die seinen Ohren verschlossen waren. Er wußte nicht, was sie sagten, er konnte die Bedeutung ihrer Bewegungen nicht verstehen, aber das Gefühl, daß sie versuchten, ihm eine Information zu geben, verstärkte sich mit jedem Moment.

Er fühlte Atemnot. Er hielt so lange aus, wie er konnte, dann ließ er sich an die Oberfläche tragen und schnappte Luft, und die zwei Delphinköpfe kamen nahe bei ihm hoch und beobachteten ihn. Er tauchte wieder unter. Ich bin ein Delphin, sagte er sich, beinahe verzweifelt. Ich bin kein Mensch, ich bin ein Delphin, und dies alles bedeutet – was?

Mehrere Male tauchte er so, und jedesmal überzeugten ihn die beharrlichen und disziplinierten Bewegungen der Delphine mehr davon, daß er auf der

richtigen Fährte sei. Schließlich kam er schnaufend hoch. Er trieb seinen Versuch, ihnen gleich zu sein, nicht weit genug, dachte er. Er wendete und schwamm zurück zu den Stufen am seichten Ende des Beckens, kletterte hinaus.

»Komm, Mal – laß uns fort!« quakte eine Delphinstimme hinter ihm, und er wandte sich um und sah die Köpfe von Kastor und Pollux aus dem Wasser ragen. Sie hatten die schnabelartigen Mäuler leicht geöffnet, was ihnen einen unverkennbaren Ausdruck von Dringlichkeit verlieh.

»Kommt, Kinder – hinunter und fort!« wiederholte er, so aufmunternd er konnte.

Er eilte zum Geräteschuppen hinauf und öffnete die Tür zum Lagerraum der Taucherausrüstungen. Es war nötig, daß er sich mehr wie ein Delphin machte. Er betrachtete die Sauerstoffmasken und Druckluftflaschen der Tauchgeräte, entschied sich jedoch gegen ihre Verwendung. Die Delphine konnten unter Wasser genausowenig atmen wie er. Er begann seine nassen Kleider auszuziehen.

Eine Minute später kehrte er zum Becken zurück. Er trug eine Badehose und eine Taucherbrille mit einem Schnorchel. Seine Füße steckten in Schwimmflossen, und in seiner Rechten hatte er ein Stück Nylonseil. Er setzte sich auf die Stufen und band seine Beine von den Knien bis an die Knöchel zusammen. Dann hüpfte und planschte er unbeholfen ins Wasser.

Mit dem Gesicht nach unten im Wasser liegend, versuchte er seine gebundenen Beine wie die Schwanzflossen eines Delphins zu bewegen.

Nach kurzer Zeit gelang es ihm. Die Delphine waren überall um ihn, als er wie sie unter Wasser

schwamm. Nach einer Weile mußte er zum Luftholen auftauchen, aber er machte es wie ein Delphin, lag an der Oberfläche und füllte seine Lungen, bevor er sich mit kräftigen Schlägen seiner Schwimmflossen von neuem schräg abwärts gleiten ließ. Denk wie ein Delphin, wiederholte er immer wieder zu sich selbst. Ich bin ein Delphin. Dies ist meine Welt. So muß es sein.

... Und Kastor und Pollux waren überall um ihn.

Die Sonne sank fern über dem Festland, als Mal sich endlich erschöpft die Stufen hinauf schleppte und auf den Beckenrand setzte. Sein nasser Körper empfand die milde Abendbrise als eisig. Er befreite seine Beine vom Seil, nahm Schwimmflossen und Maske ab und ging müde zum Geräteschuppen. Er trocknete sich ab und zog einen alten Bademantel über, den er dort hängen hatte. Dann ließ er sich in einen Liegestuhl fallen und seufzte.

Er sah die Sonne blutrot hinter den schwarzen Konturen der Küste versinken. Ein Gefühl tiefer Befriedigung erfüllte ihn. Im dunklen Becken schwammen die beiden Delphine noch immer auf und ab. Er sah die Sonne untertauchen ...

»Mr. Sinclair!«

Corwin Brayts Stimme riß Mal aus seinen Gedanken. Als er sah, daß Jane Wilsons schlanke Gestalt an der Seite des Direktors auf ihn zukam, stand Mal hastig auf und ging ihnen entgegen.

»Warum sind Sie nicht zu mir ins Büro gekommen?« sagte Brayt schroff. »Pete Adant sollte es Ihnen ausrichten. Ich wußte nicht mal, daß Sie vom Festland zurück waren, bis Miß Wilson eben mit dem Wassertaxi kam und es mir sagte.«

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte Mal. »Ich glaube, ich bin hier auf etwas sehr Interessantes gestoßen.«

»Das brauchen Sie mir jetzt nicht zu erzählen«, unterbrach ihn Brayt ärgerlich. »Ich hatte viel mit Ihnen zu besprechen, aber jetzt ist keine Zeit mehr, wenn ich vom Festland noch die Maschine nach St. Louis erwischen will. Ich bedaure, daß ich mich kürzer fassen muß, als mir selbst lieb ist.« Er brach ab und wandte sich an Jane Wilson. »Entschuldigen Sie, Miß Wilson, aber könnten Sie uns ein paar Minuten allein lassen? Es handelt sich um eine geschäftliche Angelegenheit.«

»Selbstverständlich«, sagte sie. Sie drehte um und ging am Becken entlang. Das Zwielicht vertiefte sich mit dem jähen Einbruch der tropischen Nacht. Schon war der Himmel voller Sterne.

»Lassen Sie mich kurz berichten«, sagte Mal. »Es ist sehr wichtig für unser Forschungsprogramm.«

»Tut mir leid«, sagte Brayt ungeduldig. »Es wäre wenig sinnvoll, wenn Sie mir das jetzt erzählten. Ich werde eine Woche fort sein und möchte, daß Sie diese Jane Wilson hier im Auge behalten.« Er dämpfte seine Stimme. »Ich telefonierte heute nachmittag mit dem Chefredakteur von ›Background Monthly‹. Der Mann weiß nichts über den Artikel und kennt nicht einmal ihren Namen. Er sagte mir, daß es in seiner Redaktion keine Jane Wilson gebe.«

»Vielleicht ist sie ganz neu dort«, sagte Mal. »Oder eine freie Mitarbeiterin.«

»Wie dem auch sei, es ist nicht so wichtig«, sagte Brayt.

»Wie ich sagte, ich bedaure, daß ich es Ihnen so überstürzt mitteilen muß, aber der Vorstand von



Willernie hat entschieden, die finanzielle Unterstützung der Station zu beenden. Ich fliege noch heute abend nach St. Louis, um die Einzelheiten zu regeln.« Er zögerte, dann fügte er hinzu: »Ich bin sicher, daß Sie mit einer solchen Entwicklung rechneten, Mr. Sinclair.«

Mal starrte ins Leere, schockiert.

»Es war unausweichlich«, sagte Brayt kalt. »Sie wußten das.«

»Aber ohne die Unterstützung von Willernie muß die Station zumachen!« sagte Mal, als er seine Stimme wiederfand. »Und gerade heute habe ich herausgebracht, was die Antwort ist! Erst heute nachmittag! Hören Sie!« Er faßte Corwin Brayts Arm, als der andere sich zum Gehen wenden wollte. »Die Delphine haben versucht, mit uns in Verbindung zu treten. Nicht von Anfang an, nicht, als wir noch mit gefangenen Exemplaren experimentierten.

Aber seit wir das Becken zur See öffneten. Die einzige Schwierigkeit war, daß wir unsere Kommunikationsversuche allein auf der auditiven Ebene betrieben – und das ist für sie so gut wie unmöglich.«

»Entschuldigen Sie mich jetzt«, sagte Brayt. Er versuchte, seinen Arm zu befreien.

»Hören Sie zu!« sagte Mal verzweifelt. »Ihr Kommunikationsprozeß ist unglaublich vielfältig und reich. Es ist, als ob wir uns verständigten, indem wir alle Instrumente eines Sinfonieorchesters gebrauchten. Sie verwenden nicht nur Geräusche von vier bis hundertfünfzig Kilohertz, sondern auch Bewegung und Berührung – und alles ist abgestimmt auf die ozeanischen Umweltbedingungen des jeweiligen Augenblicks.«

»Ich muß jetzt gehen, Mr. Sinclair.«

»Nur noch einen Moment! Erinnern Sie sich nicht, was Lilly über die Navigationsmethoden der Delphine schrieb? Er stellte die Theorie auf, daß es eine multivariable Methode sei, bei der Temperatur, Geschwindigkeit, Geschmack des Wassers, Sonnenstand beziehungsweise die Position der Gestirne und andere Faktoren ständig registriert und verarbeitet würden. Genauso ist ihre Kommunikation eine multivariable Methode. Nun, da wir dies wissen, können wir mit ihnen ins Meer gehen und versuchen, uns ihr ganzes Kommunikationsspektrum zu eigen zu machen. Kein Wunder, daß wir nicht mehr als die primitivsten Signale austauschen konnten, solange wir uns auf den auditiven Sektor beschränkten. Es käme der Beschränkung menschlicher Kommunikation auf die Hauptwörter in jedem Satz gleich, während ...«

»Genug jetzt!« unterbrach Brayt. »Ich sagte es Ihnen schon, Mr. Sinclair. Nichts von dem, was Sie hier vortragen, ändert etwas an der Situation. Die Entscheidung des Stiftungsvorstands hat finanzielle Gründe. Die Höhe der zu vergebenden Mittel ist begrenzt, und was bisher dieser Station zufließt, ist bereits in andere Kanäle gegangen. Daran ist jetzt nichts mehr zu ändern.«

Er entzog Mal seinen Arm. »In spätestens einer Woche werde ich zurück sein. Sie können inzwischen überlegen, wie wir den Betrieb hier am zweckmäßigsten liquidieren.«

Damit drehte er um und ging eilig am Stationsgebäude vorbei zum Landeplatz des Hubschraubers. Mal stand wie vor den Kopf geschlagen da. Er starrte Corwin Brayt nach, bis der große, breitschultrige Mann hinter dem Gebäude außer Sicht kam.

»Es macht nichts«, sagte Jane Wilsons sanfte Stimme hinter ihm. Mal fuhr herum. Sie war unbemerkt herangekommen und stand jetzt vor ihm. »Sie werden die Gelder der Stiftung nicht mehr brauchen.«

»Hat er Ihnen davon erzählt?« Mal starrte sie mißtrauisch an, als sie den Kopf schüttelte. Obwohl es inzwischen dunkel geworden war, sah er, daß sie lächelte. »Sie haben unser Gespräch mitgehört?« fragte er ungläubig. »Dort hinten?«

»Ja«, sagte sie. »Und Ihre Vermutung über Brayt war zutreffend. Die Leute von der Stiftung hatten ihn beauftragt, die Station und ihre Arbeit zu überprüfen und danach zu entscheiden, ob sie eine weitere Unterstützung verdiene oder nicht.«

»Aber wir brauchen die Gelder!« sagte Mal. »Wir müssen ins Wasser gehen und Methoden ausarbeiten, wie wir uns mit den Delphinen mittels ihres eigenen Kommunikationssystems verständigen können. Wir müssen auf ihre Kommunikationsebene expandieren, nicht versuchen, sie auf die unsere einzuschränken. Sehen Sie, heute nachmittag kam ich zu einer Erkenntnis. Es war ein Durchbruch ...«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich weiß alles darüber.«

Er starrte. »Sie wissen es? Wie können Sie davon wissen?«

»Sie waren den ganzen Nachmittag unter Beobachtung«, sagte sie. »Sie haben recht. Es gelang Ihnen, die Umweltbarriere zu durchbrechen. Von nun an ist es nur noch eine Frage der Methodik.«

»Unter Beobachtung? Wie?« Aber er hatte die Frage kaum gestellt, als sie ihm schon unwichtig erschien. »Aber ich muß Geld haben.« sagte er verzweifelt. »Eine geeignete Methode auszuarbeiten, erfor-

dert Zeit und Ausrüstungen, und das kostet Geld ...«

»Nein.« Ihre Stimme klang unendlich sanft. »Sie brauchen keine eigenen Methoden auszuarbeiten. Ihre Arbeit ist getan, Mr. Sinclair. Heute nachmittag haben die Delphine und Sie zum ersten Mal in der Geschichte beider Arten die Schranken durchbrochen, die sie bisher voneinander trennten. Das war die Aufgabe, die Sie sich gestellt hatten, und Sie haben Ihren Teil getan. Sie können glücklich sein, das zu wissen.«

»Glücklich?« Es war beinahe ein Aufschrei. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Es tut mir leid«, sagte sie mit einem Hauch von einem Seufzen. »Wir werden Ihnen zeigen, wie Sie mit den Delphinen sprechen können, Mr. Sinclair – sollte es nötig werden. Wie auch einige andere Dinge, vielleicht.« Sie blickte schräg zu ihm auf, aber der ungewisse Rest von Helligkeit am Westhimmel reichte nicht aus, ihre Züge erkennbar zu machen. »Sehen Sie, Sie hatten nicht nur in bezug auf die Delphine recht. Ihre Idee, daß die Fähigkeit zur Verständigung mit einer anderen intelligenten Art ein Test sei, der bestanden werden müsse, bevor die führende Spezies eines Planeten von den intelligenten Arten der Galaxis kontaktiert werden könne – auch sie war richtig.«

Er stand starr. Sie war ihm so nahe, daß er die lebendige Wärme ihres Körpers fühlen konnte, obwohl sie sich nicht berührten. Die gleichen, seltsam tiefen Emotionen, die schon im Augenblick der ersten Begegnung aufgekommen waren, hatten sich in diesen Minuten wieder eingestellt – ohne sein Zutun und durchaus gegen seinen Willen. Auf einmal glaubte er zu verstehen.

»Sie meinen, Sie sind nicht von der Erde?« Seine Stimme war heiser und unsicher. Er verstummte, schnaufte vor Erregung. »Aber – aber Sie sind menschlich!« stammelte er.

Sie beobachtete ihn stumm. In der Dunkelheit war ihr Gesicht nur noch ein heller, undeutlicher Fleck, aber er bildete sich ein, daß sie lächelte.

»Ja«, sagte sie endlich, zögernd. »In dem Sinne, wie Sie das meinen – können Sie sagen, daß ich menschlich bin.«

Er mißverstand sie, und eine große Verwunderung und eine staunende Freude überwältigte ihn. Es war die Freude eines Mannes, der im Moment, da er alles verloren glaubt, etwas von unendlich größerem Wert findet.

»Aber wie?« sagte er in atemloser Aufregung. Er zeigte zum Sternhimmel. »Wenn Sie von irgendwo dort oben kommen, wie können Sie dann menschlich sein?«

Sie wandte ihr Gesicht zur Seite.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Sie können es nicht sagen?« fragte er mit einem kleinen, nervösen Lachen. »Sie meinen, ich würde es nicht verstehen?«

»Nein.« Ihre Stimme war kaum hörbar. »Ich meine etwas anderes. Es ist mir nicht erlaubt, darüber Auskunft zu geben.«

»Nicht erlaubt –« Ein Frösteln kam und ging. »Aber Jane – ich meine, Miß Wilson.« Er brach unbeholfen ab, nahm einen neuen Anlauf. »Ich weiß nicht recht, wie ich es ausdrücken soll, aber es ist wichtig zu wissen, wenigstens für mich. Seit ich Sie heute zuerst

sah, habe ich ... ich meine, vielleicht fühlen Sie nichts dergleichen und wissen deshalb nicht, wovon ich rede ...«

»Doch«, sagte sie leise. »Ich verstehe sehr gut, was Sie sagen wollen.«

Er starrte sie wieder an. »Dann – dann könnten Sie wenigstens etwas sagen, das mich beruhigen würde. Ich meine vermutlich ist es nur noch eine Frage der Zeit, nicht? Wir werden zusammenkommen und unser Wissen austauschen, Ihre Leute und wir, nicht wahr?«

Sie blickte ihn aus der Dunkelheit an.

»Nein«, sagte sie mit ruhiger Bestimmtheit, »das werden wir nicht, Mal Sinclair. Niemals. Und das ist der Grund, warum ich Ihnen nichts sagen kann.«

Er schluckte verstört.

»Wir werden nicht zusammenkommen?« rief er schließlich. »Wir werden keine Kontakte haben? Niemals, sagen Sie? Aber warum nicht? Sie kamen doch und sprachen mit mir und mit anderen, nehme ich an. Sie sahen, daß uns eine Kommunikation mit den Delphinen gelingen wird, eine anderen intelligenten Rasse. Warum lehnen Sie den Kontakt mit uns ab?«

Sie hatte sich ein paar Schritte zurückgezogen, während er sprach. Nun blickte sie ein letztes Mal zu ihm auf und sagte es ihm. Nachdem er gehört hatte, was sie zu sagen hatte, stand er unbeweglich und stumm wie ein Stein, denn es gab nichts mehr zu sagen oder zu tun. Und sie wandte sich langsam und endgültig von ihm ab und ging an den Rand des Seewasserbeckens und die Stufen hinunter ins seichte Wasser, wo die Delphine herangeschossen kamen,

um sie zu empfangen, zwei schaumweiße Streifen auf der dunklen Oberfläche.

Dann zogen die drei in lautloser, magisch anmutender Bewegung über die glatte Oberfläche des Beckens und zum Einlaß hinaus. Und so entfernten sie sich, bis sie in der Dunkelheit und den im Sternenschein matt schimmernden Wellen des Ozeans untertauchten.

Als er dastand und ihnen verloren nachstarrte, kam ihm der Gedanke, daß die Delphine diese ganze Zeit auf sie gewartet haben mußten. Alle die wilden Delphine, die zur Station gekommen waren, nachdem die beiden ersten Gefangenen die Freiheit erhalten hatten, nach Belieben fortzuschwimmen oder zu bleiben. Die Delphine hatten gewußt, vielleicht seit Jahrhunderten, daß sie allein es waren, zu denen die lange erwarteten Besucher von den Sternen endlich kommen würden.

## Und dann war Friede

Um neun Uhr gab es siebenhundert Meter weiter rechts eine Reihe schwerer Explosionen. Um elf Uhr kam der Schrottsammler vorbei, um die beschädigten und zerstörten Apparate mitzunehmen. Charlie sah den Schmelzkopf am Ende des schweren Magnetarms auf und ab gehen, und er fühlte sich an ein fleißiges Huhn erinnert. Der Schrottsammler bewegte sich ungefähr eine halbe Stunde lang über das Schlachtfeld, dann verschwand er langsam hinter dem niedrigen Hügel im Westen, beladen mit dem geschmolzenen Metall von beschädigten Robotern aller Formen und Arten. Es war ein schwüler Augusttag irgendwo in Ohio, und die feuchte Hitze ließ für den Nachmittag ein Gewitter erwarten.

Um zwölf Uhr kam der Essenträger durch das Kratergelände hinter dem Schützenloch getickt. Er krabbelte über die Brustwehr und an den Rand des Schützenlochs, dann klappte er die Rückenplatte zurück, so daß sie als improvisierter Tisch dienen konnte. Charlie hob sein Mittagessen aus dem offenen Behälter. Es gab Leber und Zwiebeln mit Kartoffelpüree, und als Nachspeise Stachelbeeren.

»Was?« sagte Charlie. »Und keine Schlagsahne?«

»Du hast deine Gymnastikübungen nicht gemacht«, sagte der mechanische Essenträger in einer feinen Sopranstimme.

»Ich bin ein Frontschwein«, brummte Charlie. »Ich bin ein Infanterist in einem Schützenloch der vordersten Linie. Ich will verdammt sein, wenn ich Frühgymnastik mache.«



»Jedenfalls gibt es keine Entschuldigung, daß du dich nicht rasierst.«

»Ich will verdammt sein, wenn ich mich rasiere.«

»Aber warum nicht rasieren? Wäre es nicht besser, als diesen juckenden, kratzenden Bart zu haben?«

»Nein«, sagte Charlie. Er trat zum Hinterteil des Essenträgers und begann die rückwärtige Verkleidung abzuschrauben.

»Was tust du mit mir?« sagte der Essenträger.

»Nur was nachsehen«, brummte Charlie. »Halt still.« Er unterbrach seine Arbeit, um in seinem Vierwochenbart zu kratzen. »Es ist Krieg, verstehst du?«

»Ich weiß das«, sagte der Essenträger. »Natürlich.«

»Täglich verrecken Infanteristen wie ich.«

»Leider«, sagte der Essenträger in einem Ton unschuldiger Einfalt.

»Gar nicht zu reden vom Verschleiß von euch technischen Geräten«, sagte Charlie und stellte die Metallverkleidung beiseite. »Nicht, daß ein Vergleich zwischen Menschenleben und dem Verschleiß von Maschinen möglich wäre.«

»Natürlich nicht.«

»Wie also kann einer von euch, egal wie kompliziert eure elektronischen Systeme sind, verstehen ...« Charlie verstummte und stocherte zwischen den Innereien des Essenträgers herum.

»Beschädige mich nicht«, sagte der Essenträger.

»Nicht, wenn ich es vermeiden kann«, sagte Charlie. »Wie könntet ihr also verstehen, was es für einen Mann bedeutet, Tag für Tag in einem vorgeschobenen Schützenloch zu sitzen, auf einen Angriff zu warten und gelegentlich auf einen Knopf zu drücken, ohne jemals zu wissen, was er damit bewirkt? Gewiß,

wenn es regnet, habe ich dieses Plastikdach, das Essen ist nicht schlecht, und es gibt unbequemere Orte als dieses Schützenloch. Aber man langweilt sich und muß zugleich mit der Möglichkeit rechnen, plötzlich tot zu sein, bevor man es weiß. Das ist kein Leben für einen Menschen.«

»Schrecklich, schrecklich«, sagte der Essenträger. »Aber es gibt immer noch Hoffnung auf eine Verbesserung.«

»Halt still, verdammt nochmal«, sagte Charlie. »Ah – da ist was!« Er zog ein kleines Stück Papier aus dem Innern des Essenträgers und richtete sich auf.

»Ist was nicht in Ordnung?« sagte der Essenträger.

»Nein«, sagte Charlie. Er hob seinen Kopf und spähte über den Erdwall der Brustwehr. Der Schrottsammler kehrte zurück. Er war nur noch hundert Meter vom Schützenloch entfernt. »Alles ist in Ordnung«, sagte Charlie. »Der Krieg ist vorbei. Tatsache.«

»Wie interessant«, sagte der Essenträger.

»Ja, was?« sagte Charlie. »Hier, ich will dir vorlesen, was in dem kleinen Liebesbrief steht, den ich von Schützenloch vierunddreißig gekriegt habe: ›Heute abend in der Kantine, Charlie.‹ Es ist alles vorbei. Der Feindsender sagt eben, daß man sich geeinigt hätte, und unser Nachrichtenheini bestätigt die Meldung. Die drüben haben die Schnauze genauso voll wie wir. Seit zwölf Uhr haben wir Waffenstillstand, und bis Sonnenuntergang werden wir den Rückzugsbefehl kriegen. Die Automaten werden gerade über Funkkode umprogrammiert. Und damit ist der Krieg aus.«

»Es sieht wirklich so aus«, sagte der Essenträger. »Hurra! Und leb wohl.«

»Wieso?« sagte Charlie.

»Du wirst ins Zivilleben zurückkehren«, sagte der Essenträger, »und ich werde verschrottet.«

»Ja, richtig«, sagte Charlie. »Pflege und Wartung würden sich nicht lohnen, und eure Schaltungen verrotten so schnell. Ein Jammer, trotzdem. Wer weiß, wann es wieder losgeht? Zwar heißt es jedesmal, dies sei der letzte Krieg, aber dann kommt doch immer noch einer, nicht? Und dann müssen wir euch alle neu bauen.« Er zögerte einen Moment, dann sagte er sinnend: »Nun – wer weiß? Vielleicht werde ich dich doch ein wenig vermissen.«

Er blickte hinaus. Der Schrottsammler hielt direkt auf sein Schützenloch zu.

»Tja, hm«, sagte er. »Nun, wo der Augenblick gekommen ist ... eigentlich hatten wir doch eine recht nette Zeit zusammen, dreimal am Tag. Kein Trocken Gemüse mehr, was?«

Der Essenträger lachte dünn.

»Und keinen Karamelpudding mehr.«

»Ja«, sagte der Essenträger. »Und keine Bohnensuppe.«

Der Schrottsammler hielt neben dem Schützenloch. Ein Greifer brach das halb zurückgeschobene, splittersichere Plastikdach los und legte es sorgfältig zur Seite.

»Entschuldige mich«, sagte er, und sein kolbenförmiger Schmelzkopf nickte höflich einige fünf Meter über Charlie.

»Der Krieg ist aus.«

»Ich weiß«, sagte Charlie.

»Jetzt wird es Frieden geben. Der Befehl lautet, daß

alles Kriegsgerät eingeschmolzen und für spätere friedliche Zwecke auf Lager genommen wird.« Der Schrottsammler hatte einen schönen Bariton. »Entschuldige mich«, sagte er, »aber bist du mit dem Essenträger da fertig?«

»Du hast noch keinen Bissen angerührt«, sagte der Essenträger vorwurfsvoll. »Möchtest du nicht wenigstens von der Mahlzeit kosten?«

»Ich glaube nicht«, sagte Charlie langsam. »Nein, wirklich nicht.«

»Dann leb wohl«, sagte der Essenträger. »Ich bin jetzt entbehrlich.«

Der Schmelzkopf des Schrottsammlers senkte sich auf den Essenträger herab. Charlie öffnete plötzlich den Mund, aber bevor er sprechen konnte, schoß etwas wie ein unsichtbarer Glutstrahl aus dem Schmelzkopf, und der Essenträger sank qualmend in sich zusammen und wurde zu einer kleinen Pfütze aus flüssigem Metall. Ein Kaltluftstrahl erhärtete sie, dann wurde sie vom Magneten des Schmelzkopfes aufgenommen und in den rückwärtigen Laderaum geschwenkt.

»Verdammt!« sagte Charlie bekümmert. »Ich hätte einen Antrag stellen sollen, um das Ding als Erinnerungsstück zu behalten.«

Der schwere Schmelzkopf nickte entschuldigend zurück.

»Ich fürchte, das würde nicht möglich sein«, sagte der Schrottsammler. »Der Befehl läßt keine Ausnahmen zu. Alles militärische Gerät ist einzuschmelzen.«

»Nun«, sagte Charlie. Aber in diesem Moment bemerkte er, daß der Schmelzkopf auf ihn herabstieß.

## Schwarzer Charlie

Sie fragen mich, was ist Kunst? Sie erwarten, daß ich eine logische Antwort aus dem Ärmel schüttele, weil ich lange genug für Museen und Galerien eingekauft habe, um dabei graue Haare zu kriegen? So einfach ist es nicht.

Also, was ist Kunst? Seit vierzig Jahren habe ich viele Dinge untersucht, geprüft, befühlt, bewundert und geliebt, die als hoffnungsvolle Gefäße für jenen strahlenden Geist verfertigt wurden, den wir Kunst nennen – und ich bin unfähig, die Frage direkt zu beantworten. Der Laie antwortet leichthin: Schönheit. Aber Kunst ist nicht notwendigerweise schön. Manchmal ist sie häßlich. Manchmal ist sie unfein. Manchmal ist sie unvollkommen.

Wie viele Männer, die häufig ähnliche Entscheidungen zu treffen haben, bin ich zur Beurteilung von Kunst auf das Gefühl zurückgefallen. Sie kennen das. Wo von Kunst die Rede ist, ist meist auch von Gefühl oder Gespür die Rede. Nehmen wir einmal an, Sie machen einen Fund, lesen etwas auf. Ein Bruchstück von einer Statuette – oder besser noch, ein Steinfragment, geritzt und eingefärbt von irgendeinem Menschen aus prähistorischer Zeit. Sie betrachten den Fund. Zuerst ist er nichts, eine halbentwickelte, unvollkommene Wiedergabe irgendeines wilden Tieres, als Zeichnung nicht einmal so gut, wie es heutzutage ein Volksschüler anfertigen könnte.

Aber dann, während Sie es in der Hand halten, greift Ihre Phantasie plötzlich aus, zurück durch Stein und Zeit zu dem Mann selbst, wie er vor der Fels-

wand seiner Höhle hockt, und Sie sehen dort nicht das staubige Ding, das Sie in der Hand halten, sondern das, was der Mann selbst darin sah, als er es machte. Sie blicken über die physikalische Reproduktion hinaus auf die großartige Leistung seiner Phantasie.

Dies mag man Kunst nennen – gleichgültig, in welcher seltsamer Verkleidung sie erscheint –, diese Magie, die jede Kluft von Zeit und Raum zwischen dem Künstler und Ihnen selbst überbrückt. Lassen Sie mich ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung anführen.

Vor einigen Jahren, als ich in meiner Eigenschaft als Aufkäufer für einige unserer staatlichen Museen die neueren Welten bereiste, erhielt ich eine Botschaft von einem Mann namens Cary Longan, der mich bat, wenn möglich einen Planeten mit dem sonderbaren Namen Elmans Welt zu besuchen und mir eine Plastik anzusehen, die er zu verkaufen habe.

Es war selten, daß Botschaften mich direkt erreichten. Sie wurden mir gewöhnlich von den Institutionen übermittelt, für die ich tätig war. Weil die fragliche Welt jedoch in der Nähe war und demselben Sonnensystem angehörte wie der Planet, den ich gerade besuchte, antwortete ich, daß ich kommen würde. Nachdem ich meine Geschäfte abgeschlossen hatte, nahm ich ein interplanetarisches Schiff und landete einige Tage später auf Elmans Welt.

Es schien in der Tat ein sehr neuer, wilder Planet zu sein. Der Hafen, auf dem wir landeten, war, wie ich erfuhr, einer von den zwei Plätzen, die für den interplanetarischen Verkehr zugänglich waren, und

die zugehörige Stadt war kaum mehr als ein Dorf. Longan erwartete mich nicht am Flugfeld, und so ließ ich mich von einem der wenigen Taxis zum einzigen Hotel des Ortes bringen.

Am gleichen Abend wurde mein Besucher gemeldet. Ich öffnete die Tür meines Zimmers und sah mich einem untersetzten, braungebrannten Mann mit langem Haar und Vollbart gegenüber, der mich durch besorgt blickende grünbraune Augen musterte.

»Mr. Longan?« fragte ich.

»Mr. Jones?« sagte er. Er steckte den rohen Holzkasten, den er mitgebracht hatte, unter seinen linken Arm und streckte mir seine Rechte hin. Nach kurzem Händedruck schloß ich die Tür hinter ihm und führte ihn zu meinem Sessel, dann setzte ich mich auf die Bettkante.

Er stellte den verschlossenen Holzkasten auf den kleinen Kaffeetisch zwischen uns. Ich bemerkte, daß er verarbeitete Hände hatte. Seine Kleidung war derb und verwaschen, und seine Haltung drückte die verlegene Unbeholfenheit eines Mannes aus, der selten unter Menschen ist und verlernt hat, sich in ziviliertem Umgebung mit selbstverständlicher Sicherheit zu bewegen. Als Verkäufer von Kunst ein zweifellos ungewöhnlicher Typ.

»Ihre Nachricht«, sagte ich ihm, »war nicht sehr aufschlußreich. Die Institutionen, die ich vertrete ...«

»Ich habe es hier«, sagte er und legte seine Hand auf den kleinen Kasten.

Ich schaute ihn verdutzt an. Der Kasten war vielleicht vierzig Zentimeter lang, zwanzig breit und ebenso hoch.

Ich nickte, dann blickte ich wieder vom Kasten auf,

während sich ein erstes Mißtrauen in mir regte. Vermutlich hätte ich vorsichtiger sein sollen, als diese Botschaft direkt gekommen war, statt über die Erde. Aber Sie wissen, wie es ist – ein unerwartetes, schönes Stück nach Hause zu bringen, trägt Anerkennung ein und beweist die Tüchtigkeit und den guten Riecher des Agenten.

»Sagen Sie mir, Mr. Longan«, sagte ich, »woher kommt diese Statuette, oder was es ist?«

Er sah mich an, einen Anflug von Trotz in den Augen. »Ein Freund von mir hat sie gemacht«, sagte er.

»Ein Freund?« sagte ich – und ich muß zugeben, daß ich etwas ärgerlich wurde. »Darf ich fragen, ob dieser Freund von Ihnen jemals Arbeiten von sich verkauft hat?«

»Nun, das nicht, aber ...« Longan verstummte. Er litt sichtlich, aber auch mir war nicht wohl, wenn ich an meine vergeudete Zeit dachte.

»Ich sehe«, sagte ich schroff. Ich stand auf. »Sie haben mich zu einem sehr kostspieligen Abstecher verleitet, nur um mir die Arbeit irgendeines Amateurs zu zeigen. Leben Sie wohl, Mr. Longan. Und bitte nehmen Sie Ihren Kasten mit, wenn Sie gehen!«

Er blickte erschrocken und bestürzt zu mir auf. »Sie haben so etwas noch nie gesehen!«

»Ohne Zweifel«, sagte ich.

»Schauen Sie. Ich will es Ihnen zeigen ...« Er fummelte mit nervösen Fingern am Verschuß. »Weil Sie von so weit gekommen sind, können Sie wenigstens einen Blick darauf werfen.«

Nachdem es keine Möglichkeit zu geben schien, ihn loszuwerden, es sei denn mit handgreiflicher Unterstützung des Hotelpersonals, setzte ich mich



unwillig. »Wie heißt Ihr Freund?« fragte ich.

Longans Finger zögerten an der Haspe. »Schwarzer Charlie«, antwortete er, ohne aufzusehen.

Ich starrte. »Entschuldigen Sie. Schwarzer – Charles Schwarz?«

Er hob den Kopf, begegnete trotzig meinem Blick und schüttelte seinen Kopf. »Bloß Schwarzer Charlie«, sagte er mit plötzlicher Ruhe. »Genauso wie es klingt. Schwarzer Charlie.« Und er beschäftigte sich wieder mit dem Kasten.

Ich sah skeptisch und mißmutig zu, wie es ihm endlich gelang, den klobigen, handgemachten Bolzen zu lösen, der die Haspe sicherte. Er wollte den Deckel heben, dann besann er sich, drehte den Kasten herum und schob ihn über den Tisch zu mir.

Das Holz war hart und uneben unter meinen Fingern. Ich klappte den Deckel an seiner Lederscharniere zurück. Das Innere des Kastens bestand aus fünf kleineren Fächern, und jedes enthielt einen Klumpen aus feinkörnigem, graugelbem Sandstein. Sie waren von verschiedener, aber völlig unverständlicher Form.

Ich starrte sie an – dann blickte ich schnell zu Longan, um zu sehen, ob dies nicht etwa ein Scherz besonderer Art sei. Aber seine Augen hatten einen Ausdruck von feierlichem Ernst. Langsam begann ich die Steine aus ihren Fächern zu nehmen und auf dem Tisch aufzureihen.

Ich studierte sie sorgfältig, einen nach dem anderen, bemüht, ihren Formen irgendeinen Sinn abzugewinnen. Aber da war nichts, absolut nichts. Einer der Steine ähnelte vage einer gleichseitigen Pyramide. Ein

anderer ließ sich mit viel Phantasie und gutem Willen als eine kauernde Gestalt deuten. Das Beste, was man über den Rest sagen konnte, war, daß sie jener Art von Steinen glichen, die von manchen Leuten nach Hause getragen werden, wo sie dann als Papierbeschwerer dienen. Doch alle zeigten deutliche Spuren von Bearbeitung. Und darüber hinaus waren sie poliert, so gut der weiche, körnige Stein es zuließ.

Ich blickte zu Longan auf. Er saß gespannt, erwartungsvoll. Ich war völlig verblüfft über seine Entdeckung – oder was er dafür hielt. Ich versuchte tolerantes Verständnis dafür aufzubringen, daß er dies als Kunst akzeptierte. Offensichtlich war es nicht mehr als Loyalität zu einem Freund, einem Freund, der in Fragen Kunst ohne Zweifel so unbewandert war wie er selbst. Ich machte meine Stimme so freundlich wie möglich.

»Was soll ich nach Meinung Ihres Freundes mit diesen Dingen machen, Mr. Longan?«

»Kaufen Sie nicht Sachen für die Museen auf der Erde?« fragte er.

Ich nickte. Ich hob das Stück auf, das einer kauernden Tiergestalt ähnelte, und drehte es zwischen meinen Fingern. Es war eine peinliche Situation. »Mr. Longan«, sagte ich. »Ich bin seit vielen Jahren in diesem Geschäft.«

»Ich weiß«, unterbrach er mich. »Darum habe ich Ihnen geschrieben.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Nun, wie ich sagte, ich bin schon lange in diesem Geschäft, und ich glaube, ich kann ohne Überheblichkeit sagen, daß ich etwas von Kunst verstehe. Wäre etwas Künstlerisches an diesen Arbeiten, die Ihr Freund gemacht hat, so wür-

de ich es erkennen. Und das kann ich beim besten Willen nicht sagen.«

Er blickte mich an, Erschrecken in den grünbraunen Augen.

»Sie sind ...«, murmelte er schließlich. »Das ist nicht Ihr Ernst. Sie sind verärgert, weil ich Ihnen diesen Umweg zugemutet habe.«

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Ich bin nicht verärgert, und es ist mein Ernst. Diese Dinger sind nicht bloß nicht gut – sie sind wertlos. Jemand hat Ihren Freund zu dem Glauben verleitet, daß er Talent habe. Sie würden ihm einen Gefallen erweisen, wenn Sie ihm die Wahrheit sagten.«

Er starrte mich lange an, als warte er auf einen Zusatz von mir, der das Verdikt mildern würde. Dann stand er plötzlich auf, ging mit drei langen Schritten ans Fenster und starrte hinaus. Seine schwieligen Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft.

Ich gab ihm ein wenig Zeit, den Kampf mit sich selbst auszufechten. Dann begann ich die Steine wieder in ihre Fächer zu legen.

»Es tut mir leid«, sagte ich.

Er drehte sich um und kam zu mir, blickte auf mich herab. Er sagte: »Wirklich?«

»Glauben Sie mir«, sagte ich aufrichtig. »Ich bedauere es außerordentlich.«

»Wollen Sie dann etwas für mich tun?« Die Worte kamen überstürzt. »Wollen Sie mitkommen und Charlie sagen, was Sie mir gesagt haben? Würden Sie ihm den Bescheid selber geben?«

»Ich ...« Ich wollte das Ansinnen zurückweisen, aber als ich seine gequälten Augen sah, brachte ich es

nicht über mich. »In Ordnung«, sagte ich.

Sein angehaltener Atem kam in einem langen Seufzer heraus. »Danke«, sagte er. »Wir werden morgen aufbrechen. Sie wissen nicht, was das für mich bedeutet. Danke.«

Ich hatte reichlich Zeit, meine Zusage zu bedauern, sowohl an diesem Abend als auch am folgenden Morgen, als Longan mich zu früher Stunde weckte, mit Buschkleidern und hohen Gummistiefeln ausrüstete und in einem klapprigen alten Luft-Boden-Kombinationsfahrzeug entführte, das mit Proviant und Ausrüstungsgegenständen voll beladen war. Aber ein Versprechen ist ein Versprechen.

Wir flogen an einer hohen Gebirgskette entlang südwärts, bis wir zu einem Küstengebiet kamen und das Sumpfdelta eines mächtigen Stromes überflogen. Hier ließ Longan die Maschine niedergehen – sehr zu meinem Verdruß. Ich habe für feuchtheiße Niederungen wenig übrig und konnte mir nicht vorstellen, daß jemand freiwillig unter solchen Bedingungen leben würde.

Die Maschine setzte im offenen Wasser eines toten Flußarms auf, und Longan lenkte sie zum nächsten Ufer – einer schwammigen Masse aus Sumpfgras und weichem Schlamm und hohem braunem Gestrüpp. Ich wäre an dieser Stelle nicht an Land gegangen, denn es sah wie ein grundloser Sumpf aus, der einen im Nu verschlingen konnte – aber Longan trat unbekümmert hinüber, und ich folgte. Der sumpfige Grund gab federnd nach, und um meine Stiefel bildeten sich sofort kleine Wasserlachen. Ein heißer Geruch von Fäulnis und verwesender Vegetation stieg in meine Nase.

»Hier entlang«, sagte Longan und arbeitete sich nach rechts durch das Gestrüpp.

Ich folgte ihm einen Pfad entlang, der mehr wie ein Wildwechsel aussah, und wir gelangten schließlich auf eine sumpfige kleine Lichtung mit kuppelförmigen Hütten aus geflochtenen Zweigen, die mit Schlamm beworfen waren. Und zum ersten Mal kam mir der Gedanke, daß der schwarze Charlie etwas anderes als ein exilierter Erdenbewohner sein könne – möglicherweise ein Eingeborener dieses Planeten, obwohl ich bisher von keiner anderen humanoiden Rasse auf den entdeckten Welten gehört hatte. Verwundert folgte ich Longan zum niedrigen Eingang eines dieser kleinen Krале und blieb stehen, als er einen Pfiff ausstieß.

Ich weiß heute nicht mehr, was ich zu sehen erwartete. Etwas von irgendwie humanoider Gestalt, nehme ich an. Aber was auf Longans Pfiff aus dem Eingang kam, war mehr wie ein großer Fischotter, mit flachen und muskulösen Schwimmpfüßen. Es war schwarz und ganz mit glänzendem, feucht aussehendem Fell bedeckt. Ungefähr eineinhalb Meter lang, schätzte ich, schwanzlos und mit einem langen, schlangenhaften Hals. Die Kreatur mochte das Gewicht eines Menschen haben. Der Kopf auf dem langen Hals war ebenfalls lang und schmal, hatte große, intelligente Augen und ein Maul wie ein Collie.

»Dies ist der schwarze Charlie«, sagte Longan.

Das seltsame Geschöpf starrte mich an, und ich erwiderte seinen Blick. Allmählich ging mir die Absurdität der Situation auf. Jeder gewöhnliche Mensch hätte es schwierig gefunden, in diesem Wesen einen

Bildhauer zu sehen. Als ich daran dachte, daß ich die Verpflichtung übernommen hatte, dieser Kreatur klarzumachen, daß sie kein Bildhauer war – wo ich doch keine Ahnung hatte, wie ich mich mit ihr verständigen sollte –, kam mir das Ganze wie eine Farce vor. Wütend schwang ich herum.

»Hören Sie mal«, fing ich hitzig an. »Wollen Sie sich über mich lustig machen? Wie soll ich diesem Otter erklären ...«

»Charlie versteht Sie«, unterbrach Longan.

»Er versteht Sprache?« sagte ich ungläubig. »Wirkliche, menschliche Sprache?«

Longan schüttelte seinen Kopf. »Nein. Das nicht. Aber er versteht Handlungen.«

Er ließ mich stehen und brach ins Gestrüpp, das die Lichtung umgab. Gleich darauf kehrte er mit zwei Gegenständen zurück, die wie gigantische Boviste aussahen. Einen davon reichte er mir. »Setzen Sie sich darauf, der Boden ist zu naß«, sagte er. Ich gehorchte, und auch er setzte sich.

Der schwarze Charlie – ich wußte nicht, wie ich ihn anders hätte nennen sollen – kam näher und ließ sich auf ebenholzschwarze Keulen nieder. Die ganze Zeit hatte ich den Holzkasten mit seinen Skulpturen unter den Arm getragen, und nun, da wir saßen, richtete er seine großen, glänzenden Augen fragend auf mich.

»Geben Sie mir den Kasten«, sagte Longan.

Ich gab ihn ihm, und des schwarzen Charlie Augen folgten der Bewegung wie hypnotisiert. Longan steckte den Kasten unter den Arm und zeigte zum Flußarm, wo wir gelandet waren. Dann hob er seine Hand in einem langsamen, eindrucksvollen Kreis

zum Himmel und zeigte nordwärts, von wo wir gekommen waren.

Der schwarze Charlie pfiff plötzlich. Es war eine seltsame Note, ähnlich dem Ruf eines Käuzchens – ein ferner, trauriger Ton.

Longan schlug sich auf die Brust, den Kasten mit einer Hand haltend. Dann klopfte er auf den Kasten und zeigte auf mich. Er blickte zum schwarzen Charlie, wieder zu mir – und legte den Kasten in meine Hände.

»Sehen Sie die Steine an und geben Sie mir den Kasten zurück«, sagte er mit gepreßter Stimme. Wider Willen blickte ich zu Charlie.

Seine Augen begegneten mir. Seltsame, klare und tiefschwarze Augen. Ich mußte meinen Blick von ihnen losreißen.

Hin und her gerissen zwischen Verärgerung über meine eigene Einfältigkeit und einer echten Sympathie für die wartende Kreatur, öffnete ich ungeschickt den Kasten und hob die Steine aus ihren Fächern. Einen nach dem anderen drehte ich sie in den Fingern, betrachtete sie von allen Seiten und legte sie zurück. Ich schloß den Kasten und reichte ihn mit einem Kopfschütteln Longan zurück, ohne zu wissen, ob Charlie das verstehen würde.

Einen unerträglich langen Moment saß Longan einfach da, den Kasten auf den Knien haltend, und sah mich an. Dann wandte er sich langsam um und stellte den Kasten vor Charlie ins Gras.

Charlie reagierte nicht gleich. Der schmale Kopf an dem langen, biegsamen Hals senkte sich auf den Kasten herab und öffnete mit einer leichten Aufwärts-

bewegung der Schnauze den Deckel und schien in den Fächern herumzuschnüffeln. Dann zog er überraschend die Lippen zurück und enthüllte lange, meißelartige Zähne. Mit diesen nahm er die Steine vorsichtig heraus. Er hielt sie zwischen den Vorderpfoten und drehte und wendete sie, als ob er nach den Mängeln suchte. Endlich hob er einen – es war der Stein, der eine entfernte Ähnlichkeit mit einem kauenden Tier hatte – mit beiden Pfoten an seine Zähne und nagte daran herum. Dann brachte er den Stein mir.

Hilflos nahm ich ihn in die Hände und untersuchte ihn. Die geringen und oberflächlichen Veränderungen, die er gemacht hatte, hatten das Ding in keiner Weise zu etwas Erkennbarem verändert. Ich war gezwungen, ihn mit einem weiteren Kopfschütteln zurückzugeben. Eine unangenehme Pause folgte.

Ich hatte verzweifelt überlegt, wie ich durch das Mittel der Pantomime die Gründe für meine Ablehnung deutlich machen könnte. Nun fiel mir etwas ein. Ich wandte mich zu Longan.

»Kann er mir ein Stück unbearbeiteten Stein geben?« fragte ich.

Longan machte Charlie aufmerksam, dann vollführte er Bewegungen, als bräche er etwas ab und gäbe es mir. Charlie saß einen Moment still und schien darüber nachzudenken. Schließlich verschwand er in seiner Hütte und kehrte sofort mit einem länglichen Sandsteinbrocken von der Größe meiner Hand zurück.

Ich hatte ein kleines Taschenmesser, und der Sandstein war weich. Ich machte mit dem Brocken in der Hand eine Geste zu Longan. Darauf schnitzte und schabte ich an dem Stück herum, bis ich eine grobe,



plumpe Karikatur von Longan hergestellt hatte, wie er auf dem Bovist saß. Als ich fertig war, setzte ich die plumpe, kleine Statuette neben Longan ins Gras.

Meine Arbeit hatte etwa eine Viertelstunde beansprucht, aber der schwarze Charlie hatte während dieser Zeit jede meiner Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet. Nun sah er sich das Resultat aus der Nähe an, warf sich plötzlich herum und kam zu mir. Er schob seinen Kopf nahe heran, blickte in mein Gesicht auf und stieß einen leisen Jammerlaut aus. Mit einer einzigen, fließenden Bewegung drehte er wieder um, nahm mein kümmerliches Schnitzwerk mit den Zähnen auf und verschwand damit in seiner Hütte.

Longan stand steif auf, wie ein Mann, der zu lange in einer Position ausgeharrt hat. »Das wär's«, sagte er. »Gehen wir.«

Wir stapften zurück zum Mehrzweckfahrzeug und starteten, nahmen Kurs auf die Stadt und das Raumschiff, das mich von dieser irrationalen Welt fortbringen würde. Als die Berge über den Dunstschleiern der Küstenebene sichtbar wurden, warf ich einen verstohlenen Blick zu Longan, der neben mir am Steuer saß. Sein Gesicht war im starren Ausdruck stoisch ertragenen Unglücks gefroren.

Die Frage kam über meine Lippen, bevor ich überlegen konnte, ob es klug oder unklug sei, sie zu stellen.

»Sagen Sie mir, Mr. Longan«, sagte ich. »Hat der – ah – schwarze Charlie irgendeinen besonderen Anspruch auf Ihre Freundschaft?«

Der Mann drehte den Kopf auf die Seite und gab mir einen kurzen, verblüfften Blick.

»Anspruch!« sagte er. Dann, nach einer kurzen Pause, während der er anscheinend zu ergründen suchte, ob ich scherzte, antwortete er: »Er hat mir das Leben gerettet.«

»Oh«, sagte ich. »Ich verstehe.«

»Meinen Sie?« konterte er. »Und wenn ich Ihnen sagte, daß er es tat, gleich nachdem ich seine Partnerin getötet hatte? Sie wählen sich ihren Partner für das ganze Leben, müssen Sie wissen.«

»Nein, das ahnte ich natürlich nicht«, murmelte ich.

»Ich vergesse immer wieder, daß die Leute es nicht wissen«, sagte er, halb entschuldigend. Ich schwieg bedrückt. Nach langen Minuten nahm er wieder das Wort. »Dieser Planet taugt nicht viel.«

»Ich bemerkte es«, sagte ich. »Ich sah kaum eine Fabrik, bisher. Auch keine Fernstraßen, Bergwerke und so. Und Ihre Schwesterwelt – diejenige, von der ich den Abstecher hierher machte – ist viel stärker bevölkert und entwickelt.«

»Es gibt hier nicht viel«, sagte er. »Keine nennenswerten Bodenschätze. Das Klima ist ungesund, abgesehen von den Hochebenen. Der Boden ist für unsere Kulturpflanzen ungeeignet.« Er machte eine Pause. Die nächsten Worte schienen ihn eine Anstrengung zu kosten: »Wir hatten allerdings einen ziemlich lebhaften Pelzhandel.«

»Pelzhandel?«

»Von Charlies Leuten«, fuhr er fort. Er fummelte verlegen an den Bedienungsknöpfen. »Jäger und Fallensteller pflegten hinter ihnen her zu sein, jedenfalls zu Anfang, bevor sie wußten. Ich war einer von ihnen.«

»Sie?« sagte ich überrascht.

»Ich«, bestätigte er. »Ich hatte schon viele Pelze

gemacht, wie es bei uns hieß, und ein schönes Stück Geld damit verdient, bis ich Charlies Partnerin in der Falle fing. Sie machen lange Wanderungen durch die Sümpfe, und wer ihre Wege kennt – Nun, dieses eine Mal war ich zu nahe bei ihrem Dorf gewesen. Ich hatte ihr gerade den Schädel zertrümmert, als der ganze Stamm über mich herfiel.« Seine Stimme war zusehends leiser geworden; nun kräftigte sie sich. »Sie hielten mich ein paar Monate unter Bewachung. Ich war ihr Gefangener.«

»In dieser Zeit lernte ich viel. Ich lernte, daß sie intelligent sind. Ich erfuhr, daß es der schwarze Charlie gewesen war, der sie daran gehindert hatte, mich sofort zu töten. Anscheinend vertrat er den Standpunkt, daß ich ein vernünftiges Wesen sei und daß wir, wenn er bloß mit mir reden könnte, uns zusammenschließen und den Krieg beenden könnten.« Longan lachte kurz und bitter. »Sie nannten es einen Krieg, Charlies Leute.« Er versank in Schweigen.

Ich wartete. Und als er stumm blieb, fragte ich zuletzt: »Was geschah dann?«

»Sie ließen mich gehen«, sagte er. »Und ich setzte mich für sie ein. Ging bis zum Gouverneur, der auf dem Nachbarplaneten residiert. Es war schwierig, weil ein paar kapitalkräftige Unternehmen der Pelzbranche sich mit Händen und Füßen dagegen wehrten, aber schließlich brachte ich durch, daß sie als Personen anerkannt wurden, statt als Tiere. Ich machte dem Jagen und Fallenstellen ein Ende.«

Wieder verstummte er. Wir flogen in geringer Höhe an der Gebirgskette entlang, und endlich brach die Sonne durch und ließ den Dschungel unter uns grün aufleuchten.

»Ich sehe«, sagte ich endlich.  
Longan blickte mich steinern an.  
Wir flogen zurück in die Stadt.

Ich verließ Elmans Welt am nächsten Tag, überzeugt, daß ich Longan und den schwarzen Charlie niemals wiedersehen würde. Mehrere Jahre später besuchte mich ein Beamter des Außenministeriums in meinem Haus bei New York. Er war ein schwächlicher dunkler Mann, und er hielt sich nicht lange mit Vorreden auf.

»Sie kennen mich nicht«, sagte er. Ich blickte auf seine Karte – Antonio Walters. »Ich arbeitete in der Kolonialverwaltung auf Elmans Welt, als Sie sich dort aufhielten.«

Ich blickte erstaunt auf. Ich hatte Elmans Welt inzwischen so gut wie vergessen.

»Tatsächlich?« sagte ich einfältig, und ich ärgerte mich, daß mir nichts Vernünftigeres einfallen wollte. Ich drehte seine Karte einige Male um und um, während ich darauf starrte. »Was kann ich für Sie tun, Mr. Walters.«

»Die Lokalregierung von Elmans Welt hat uns er sucht, Sie ausfindig zu machen, Mr. Jones«, antwor tete er. »Cary Longan liegt im Sterben ...«

»Im – Sterben!« murmelte ich betroffen.

»Lungenpilz, unglücklicherweise«, sagte Walters. »Den kann man sich in den Sümpfen holen. Longan möchte Sie vor dem Ende noch einmal sehen – und weil wir ihm für die unermüdliche Arbeit, die er in all den Jahren für die Eingeborenen geleistet hat, zu Dank verpflichtet sind, haben wir im nächsten Ku rierschiff der Regierung, das in die betreffende Regi on geht, einen Platz für Sie reserviert. Das heißt,

wenn Sie bereit sind, diese Reise zu unternehmen.«

»Wieso, ja ... ich ... ich werde verschiedene Leute verständigen müssen«, sagte ich zögernd. Ich fühlte mich überrumpelt, aber wenn ich auch nur einen Funken Anstand für mich in Anspruch nehmen wollte, konnte ich nicht ablehnen.

»Selbstverständlich«, sagte er.

Glücklicherweise bestanden meine Vorbereitungen nur aus einigen Anrufen und dem Packen meines Koffers. Als ein erfahrener Reisender konnte ich jederzeit mit einem Minimum an Aufwand und Durcheinander aufbrechen. Am folgenden Morgen fuhren Walters und ich mit der Schnellbahn nach Washington, und von da an brauchte ich mich um nichts mehr zu kümmern; das Außenamt umsorgte mich wie einen Diplomaten einer umworbene Nation.

Kaum eine Woche später stand ich im Krankenhaus der kleinen Ortschaft, die ich vor Jahren besucht hatte, an Cary Longans Krankenbett. Der Mann war nicht viel mehr als ein lebendes Skelett, kaum fähig, mehr als ein paar Worte über die mumienhaften Lippen zu bringen. Von seiner zähen Vitalität war nichts übriggeblieben.

»Schwarzer Charlie ...«, wisperte er.

Ich beugte mich über ihn, um besser verstehen zu können.

»Ja? Was ist mit ihm?«

»Er hat neue Arbeiten gemacht«, wisperte Longan. »Dieses Ding, das Sie schnitzten, brachte ihn darauf, Sachen zu kopieren. Seinem Stamm gefällt das nicht.«

»Sie finden es schlecht?« fragte ich verdutzt.

»Sie«, flüsterte Longan, »verstehen nicht. Es ist nicht normal, in ihren Augen. Sie fürchten ...«

»Sie meinen, sie sind abergläubisch über das, was er macht?« fragte ich.

»So ähnlich. Hören Sie – er ist ein Künstler ...«

Bei seinem letzten Wort krümmte ich mich innerlich, aber dem Sterbenden zuliebe hielt ich den Mund.

»... ein Künstler. Aber sie werden ihn dafür umbringen, nun, wo ich nicht mehr da bin. Sie können ihn retten.«

»Ich?«

»Sie!« Longans Stimme war wie ein Wind, der durch trockene Blätter raschelt. »Wenn Sie hinkommen – nehmen Sie diese letzte Arbeit von ihm ... tun Sie erfreut ... dann werden sie nicht wagen, ihn anzu-rühren. Aber beeilen Sie sich. Jeder Tag ist kostbar.«

Seine Kraft verließ ihn. Er schloß die Augen, und seine Halsmuskeln entspannten sich. Die Pflegerin schob mich hastig hinaus.

Die lokale Regierung half mir. Ich war überrascht und beeindruckt, wie viele Leute Longan kannten und wie viele unter ihnen seine Bemühungen bewunderten, den Eingeborenen Wiedergutmachung zu leisten, indem er ihnen half, wo er konnte. Auf einer Karte lokalisierten sie Charlies Stamm für mich und gaben mir einen Piloten mit, der das Land kannte.

Wir wasserten am Rand derselben Schlammbank. Ich ging allein zur Lichtung. Das hohe braune Ge-strüpp umgab sie noch immer wie eine Mauer, der Ort zeigte keine natürlichen Veränderungen, aber die Hütte des schwarzen Charlie war beschädigt und verlassen. Ich pfiff und wartete. Ich rief. Und schließlich ließ ich mich auf alle viere nieder und kroch hin-

ein. Aber im Innern gab es nichts als einen Haufen Steine und eine Menge getrocknetes Gestrüpp, das Charlie als Lager gedient haben mochte. Steif und unbeholfen kroch ich wieder hinaus – und sah mich von einer Menge umringt.

Es sah aus, als ob alle anderen Dorfbewohner aus ihren Hütten gekommen wären und sich vor Charlies versammelthätten. Sie schienen erregt, drängten durcheinander und stießen gelegentlich diesen leisen, klagenden Ton aus, der das einzige Geräusch war, das ich je von Charlie gehört hatte. Nach einiger Zeit schien die Aufregung sich zu legen, die Gruppe teilte sich, und ein Individuum kam allein vorwärts. Es blickte einen Moment in mein Gesicht auf, dann drehte es um und glitt schnell und geschmeidig zum Rand der Lichtung.

Ich folgte. Was sollte ich sonst tun? Und es kam mir nicht in den Sinn, daß ich mich möglicherweise in Gefahr begab.

Mein Führer leitete mich tief ins Dickicht hinein, dann war er auf einmal verschwunden. Ich sah mich überrascht und unschlüssig um, beinahe geneigt, kehrtzumachen und auf meiner Fährte aus niedergetretenem Gestrüpp zur Lichtung zurückzukehren. Dann hörte ich ganz in der Nähe ein leises Pfeifen. Ich arbeitete mich vorwärts und fand Charlie.

Er lag auf einem kreisförmigen kleinen Fleck aus zertrampeltem Sumpfgas und Gestrüpp, und er war so schwach, daß er sich nicht erheben konnte. Er hob seinen Kopf und sah mich an, das war alles. Sein ganzer Körper war mit flachen Wunden bedeckt, aus denen dunkles Blut sickerte und die geknickten Halme und Zweige färbte, in denen er auf der Seite lag. Hei-

ßer Zorn kochte in mir auf, und ich bückte mich, um ihn mit beiden Armen vorsichtig aufzuheben.

Er war nicht so schwer, wie ich gedacht hatte, denn die Knochen seiner Rasse sind leicht und knorpelig, und auch ihr Fleisch ist lockerer und leichter. Ich kam ohne große Mühe mit ihm hoch und trug ihn behutsam wie ein Baby zurück auf die Lichtung.

Die anderen warteten auf mich, als ich mit meiner Last die freie Fläche erreichte. Ich blickte sie finster an – und dann erlosch der Zorn in mir wie eine ausgeblasene Kerzenflamme. Denn da gab es nichts, das hassenswert gewesen wäre. Sie hatten Charlie nicht gehaßt. Sie hatten ihn nur gefürchtet; und ihr einziges Verbrechen war Unwissenheit.

Sie wichen vor mir zurück, und ich trug Charlie zur Tür seiner Hütte. Dort legte ich ihn nieder. Brust und Ärmel meiner Buschjacke waren von seiner dunklen Körperflüssigkeit durchtränkt, und ich sah, daß sein Blut nicht gerann, wie das unsrige es tut.

Ich zog mein Hemd aus und riß es in Streifen, und dann unternahm ich einen hilflosen Versuch, seinen Körper zu verbinden. Aber das Blut sickerte trotzdem weiter, und Charlie hob mit einiger Anstrengung seinen Kopf vom Boden und zupfte mit seinen Zähnen schwächlich an den Bandagen, so daß ich aufgab und sie entfernte.

Darauf setzte ich mich neben ihn, hilflos und mit einem elenden Gefühl im Magen. Trotz Longans Bemühungen, die er noch auf dem Sterbebett fortgesetzt hatte, war ich zu spät gekommen. Ich saß wie betäubt da und fragte mich immer wieder, warum ich nicht einen Tag eher hatte kommen können.



Benommenheit und Selbstvorwürfe endeten, als ich bemerkte, daß Charlie in seine Hütte zu kriechen versuchte. Meine erste Reaktion war, daß ich ihn zurückhalten wollte. Aber von irgendwo schien er einen Rest seiner nachlassenden Kräfte zu mobilisieren, und statt ihn zu hindern, half ich ihm. So schleppte er sich durch den Eingang.

Ich erwartete nicht, daß er wieder zum Vorschein kommen würde. Ich glaubte, irgendein Instinkt habe ihn gedrängt, sich zum Sterben in seinen Schlupfwinkel zu verkriechen. Aber kurz darauf hörte ich im Innern der Hütte Steine rollen und poltern, und ein paar Sekunden später kam er rückwärts herausgekrochen. Er war erst halb aus dem Eingang, als seine Kräfte ihn verließen. Er lag eine Weile still, dann piff er schwach.

Ich ließ mich neben ihm auf die Knie nieder und zog ihn ganz heraus. Er drehte seinen Kopf zu mir, und ich sah, daß er etwas zwischen den Zähnen hielt, das wie eine große Kartoffel oder ein Klumpen aus getrocknetem Schlamm aussah.

Ich nahm das Ding aus seinem Maul und begann den Schlamm mit meinen Fingernägeln wegzukratzen. Bald stieß ich auf die feinkörnige Oberfläche des Sandsteins, den er für seine Arbeiten zu verwenden pflegte – und meine Hände fingen so stark zu zittern an, daß ich innehalten mußte, während ich meine Empfindungen unter Kontrolle brachte. Zum ersten Mal begriff ich die wahre Bedeutung, die diese Dinge für Charlie hatten.

In diesem Moment schwor ich, daß dieses letzte und größte Werk von ihm in einem angesehenen Museum seinen Platz als echtes Kunstwerk finden sollte,

wie bizarr seine Form auch immer sein mochte. Schließlich war es mit der Aufrichtigkeit und der liebevollen Hingabe geschaffen worden, die keine Mühsal scheute, um ihr schöpferisches Ziel zu erreichen.

Und dann brach der Rest des getrockneten Schlammes wie eine Schale vom bearbeiteten Stein. Ich sah, was es war, und hätte gleichzeitig lachen und weinen können. Denn von allen Formen, die er in Stein hätte arbeiten können, hatte er diejenige gewählt, die kein Kritiker für die Wahl eines Künstlers seiner Rasse gehalten haben würde. Denn er hatte weder Pflanze noch Tier gewählt, keine natürliche Form oder Struktur aus seiner Umgebung, um das hungrige Verlangen seines Geistes auszudrücken. Nichts von alledem hatte er gewählt – statt dessen hatte er mit schmerzlicher Unbeholfenheit ein Bild nach seiner Vorstellung aus dem weichen Stein gegagt: die Statuette eines stehenden Mannes.

Und ich wußte, welcher Mann es war.

Charlie hob seinen Kopf vom Boden und blickte zum Wasserarm, wo meine Maschine wartete. Ich bin nicht gerade ein intuitiver Mensch, aber diesmal konnte ich die Bedeutung eines Blicks verstehen. Er wollte, daß ich ginge, solange er noch am Leben wäre. Er wollte mich mit dem Bildwerk, das er gemacht hatte, fortgehen sehen. Ich stand auf, hob die kleine Plastik in die Höhe und gab durch Mienenspiel und Gestik zu erkennen, daß ich sie für überaus gelungen hielt und mitnehmen wolle. Dann stolperte ich davon. Am Rand der Lichtung blickte ich zurück. Er beobachtete mich noch immer. Und die übrigen Dorfbewohner verharrten im Hintergrund. Ich glaubte nicht, daß sie ihn jetzt noch behelligen würden. Un-

willkürlich hob ich meine freie Hand zu einem letzten Gruß, dann arbeitete ich mich auf dem schmalen Trampelpfad zurück zur Maschine. Gestrüpp und Röhricht schlugen hinter mir zusammen.

Und so kam ich nach Hause.

Aber es gibt noch etwas zu erzählen. Nach meiner Rückkehr von Elmans Welt sah ich die plumpe Statuette lange Zeit nicht an. Ich wollte es nicht, denn ich wußte, daß es nur bestätigen würde, was ich längst wußte: daß alle Sehnsucht und aller Fleiß der Welt keine Kunst schaffen können, wo Talent und schöpferische Phantasie fehlen. Aber gegen Ende des Jahres räumte ich mein Büro auf. Und weil ich an System und Ordnung in der Arbeit glaube – und weil ich mich schämte, daß ich es so lange hinausgeschoben hatte –, nahm ich die Statuette aus der untersten Schreibtischschublade, wickelte sie aus ihrem staubigen Zeitungspapier und setzte sie auf die polierte Schreibtischplatte.

Ich war allein im Raum, und die Nachmittagssonne flutete durch das große Fenster und berührte alles, was zwischen den Wänden war, mit einem klaren, bernsteinfarbenen Licht. Ich strich mit den Fingerspitzen über den körnigen Sandstein, dann hob ich die kleine Plastik auf, um sie genauer zu betrachten.

Und ich sah sie zum ersten Mal – sah durch den Stein auf das Vorstellungsbild dahinter, sah, was der schwarze Charlie gesehen hatte, mit seinen Augen, wenn er Longan angeschaut hatte. Ich sah den Menschen, wie Charlies Artgenossen den Menschen sahen – und ich sah, was die Welt des Menschen dem schwarzen Charlie bedeutete. Und vor allem sah ich Kunst, wie er sie sah, durch seine glänzenden frem-

den Augen, sah die Schönheit, die er um den Preis seines Lebens gesucht und halb gefunden hatte.

Und ich erkannte, daß diese grobe Statuette Kunst war.

Noch ein Wort. Im Schlamm und Gestrüpp des Sumpfdeltas hatte ich die Statuette in den Händen gehalten und gelobt, daß dieses Werk einmal im Museum stehen werde. Nach diesem Augenblick wahrer Erkenntnis in meinem Büro bemühte ich mich, die Plastik an Museen zu verkaufen, die mich als seriösen Kunsthändler kannten.

Aber ich konnte keine Abnehmer finden. Obwohl sie mir vertrauten und meinen Sachverstand schätzten, war nicht einer bereit, ein so armselig aussehendes Stück zu nehmen, für dessen abenteuerliche Entstehungsgeschichte ich allein bürgen konnte. Es gibt immer Leute – und im Kunstbereich sind sie besonders häufig –, die nur zu gern in der Pose des überlegenen Kenners mit Worten wie »Schwindel« oder »Betrug« um sich werfen. Jahrelang bemühte ich mich ohne Erfolg, Charlies Werk den ihm gebührenden Platz zu sichern. Dann gab ich die wahre Geschichte auf und verkaufte die Statuette zusammen mit anderen schwierig zu klassifizierenden Einzelstücken an einen ausländischen Händler, dem ich sie als einen Gegenstand darstellte, dessen Geschichte mir nicht bekannt sei.

Seltsamerweise hat die Statuette meinen Glauben an das, was Kunst ist, gerechtfertigt, indem sie auch ohne mein Zutun eine Nische für sich fand. Ein gutes Jahr später verfolgte ich ihren Weg von dem Händler zu einem sehr bekannten Kunstmuseum, das eine umfangreiche Sammlung präkolumbischer Arbeiten

aus Mittel- und Südamerika besitzt.

Und die Statuette des schwarzen Charlie ist unter ihnen. Ich werde nicht verraten, welche es ist.

## Ein ehrenvoller Tod

Vom Baumgarten an einem bis zum Landeplatz am anderen Ende stand der ganze Haushalt mit den Vorbereitungen zur Party Kopf. Wie gewöhnlich mußte Carter alles selbst beaufsichtigen, oder die Dinge wären nicht vorangegangen; und dies fiel ihm um so schwerer, als es ihm in letzter Zeit an Enthusiasmus zu mangeln schien. Er war sich eines unbestimmten Überdrusses und Lebenskells bewußt, der vielleicht nicht das Leben im allgemeinen betraf, jedenfalls aber sein Leben mit allen Begleitumständen. In diesem Herbst würde er seinen siebenundvierzigsten Geburtstag feiern. Konnte es sein, daß der wahre Grund für seine Lustlosigkeit der war, daß er sich der Schwelle des Alters nahe fühlte? Oder war es der, daß auf diesem kleinen, verschlafenen Planeten nichts passierte? Was immer der Grund war, dieses Jahr ging alles noch langsamer voran als gewöhnlich. Carter hatte noch nicht einmal Zeit gefunden, sein Galakostüm (19. bis 20. Jahrhundert) mit langen Rockschoßen und Stehkragen anzulegen, das er ausgewählt hatte, als die Glocke läutete und den ersten Gast ankündigte.

Er warf den Frack auf sein Bett, ging hinaus und überquerte den im spanischen Stil gestalteten Innenhof seiner Villa – komplett mit Ziersträuchern, Kletterpflanzen und Springbrunnengeplätscher. Etwa auf halbem Weg prallte er beinahe mit einem der Ureinwohner des Planeten zusammen, der wie ein schlanker, bläulicher Pfosten steif auf dem hübschen weißen Plattenweg stand.

»Was tust du hier?« rief Carter.

Das schmale, indigofarbene, pferdeähnliche Gesicht beugte sich vertraulich zu Carter herab. Und dann sah Carter die dichte Masse von Apfelblüten, die der Eingeborene gegen seine tintige Brust gedrückt hielt.

»Oh, verd...«, begann Carter wütend. Dann warf er hilflos die Hände hoch und nahm das Gewirr der Blütenzweige entgegen. Er spähte an dem unbeweglich stehenden Eingeborenen vorbei zu seinem importierten Apfelbaum. Aber der war nicht so schlimm verstümmelt, wie Carter befürchtet hatte. »Danke, danke schön«, sagte er abwesend und winkte den Eingeborenen aus dem Weg.

Aber der Eingeborene blieb stehen. Carter starrte – dann sah er, daß die magere und haarlose Kreatur, obschon so unbekleidet wie immer, zu diesem Anlaß mit Gürteln, Halsketten und Armbändern aus einheimischen Blumen erschienen war. Die Farben und Muster waren zweifellos so zusammengestellt, daß sie irgendeine besondere Bedeutung ausdrückten – das taten sie immer. Aber im Moment war Carter zu verdrießlich und zu sehr in Eile, um die Bedeutung dieses Aufputzes auszuknobeln, wenngleich er es ein wenig ungewöhnlich fand, daß der Eingeborene einen schlanken Speer aus dunklem Holz und mit feuergehärteter Spitze hielt. Die Jagd war den Eingeborenen ausdrücklich verboten.

»Was nun?« sagte Carter. Der Eingeborene (ein lokaler Häuptling, erkannte Carter plötzlich) hob seinen Speer und machte ganz unerwartet mehrere langsame, gemessene Hopser – wie ein balzender

Kranich. »Oh, nein!« sagte Carter mit ungeduldig-verzweifelnder Gebärde. »Erzähl mir bloß nicht, du willst jetzt tanzen!«

Der Eingeborenenhäuptling stellte seine Bewegungen ein und wurde wieder zu einem Pfosten. Er starrte über Carters Kopf hinaus wie zu einem Horizont, unsichtbar hinter den Mauern und schillernden Spiegelscheiben von Carters weitläufiger Behausung. Carter ächzte, überlegte und blickte besorgt zur Empfangshalle, von wo er jetzt Onas Stimme hören konnte, die den ersten Gast mit weiblichem Gezwitscher begrüßte.

»Also gut«, sagte er zum Häuptling. »Also gut – dieses eine Mal. Aber nur, weil heute Überlebenstag ist und wir sowieso feiern. Und du mußt bis nach dem Abendessen warten.«

Der Eingeborene trat zur Seite und wurde wieder steif. Carter eilte an ihm vorbei und weiter zur Empfangshalle, die Blütenzweige umklammernd. Seine Frau sprach mit einem kleinen, braunbärtigen Mann in einem rot- und weißgewürfelten Hemd mit Puffärmeln, der eine schwarzglänzende Gitarre umgehängt hatte.

»Ramy!« rief Carter, während er zu ihnen eilte. Die Landebühne des Transporters in der Mitte des Raumes läutete wieder. »Sei so gut und nimm diese Zweige, ja?« Er stieß das duftende Bündel ohne Umschweife in Onas dickliche, nackte Arme. »Der Häuptling«, erklärte er mit einer Grimasse. »Zu Ehren des Tages. Du weißt, wie sie sind – und ich mußte ihm versprechen, daß er nach dem Abendessen tanzen darf.« Sie starrte, das weiße, weiche Gesicht zu ihm aufgehoben. »Ich konnte nichts machen.«



Er wandte sich ab und eilte zur Landebühne. Von der kleinen runden Plattform stiegen bereits ein untersetzter, älterer Mann mit schütterem weißem Haar und eine ziemlich fette, stumpfnasige Frau vergleichbaren Alters. Beide trugen den altertümlichen ionischen Chiton als Kostüm. Carter fühlte sich bestätigt. Er hatte Ona dringend davor gewarnt, einen Chiton zu tragen, aus dem einzigen Grund, daß diese zwei in der gleichen Verkleidung auftauchen könnten. Er dachte mit Befriedigung an Onas pompöses Ballkleid, als er den Ankömmlingen mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte.

»Doktor!« rief er. »Lidi! Da seid ihr ja!« Er schüttelte dem Mann die Hand. »Einen frohen Überlebenstag euch beiden!«

»Ich dachte schon, wir kämen zu spät«, sagte Lidi, mit beiden Händen ihre Gewandfalten raffend. »Aber du kennst ja meinen Mann. Er läßt sich nicht zur Eile drängen, egal was ich sage ...« Sie warf ihrem Gemahl einen strafenden Blick zu, aber der, mit der Begrüßung der Gastgeberin beschäftigt, ignorierte sie.

Die melodische Glocke läutete erneut, und zwei Frauen, deren verschiedenartige Kleidung nicht verleugnen konnte, daß sie Schwestern waren, erschienen auf der Plattform. Eine trug einen gewöhnlichen Rock mit Umhang – überhaupt kein Kostüm. Die andere war in einen anliegenden Anzug aus irgendeinem grauen Material gekleidet, dessen Stil sich nicht ohne weiteres einordnen ließ. Sie stürzte sofort auf Carter los.

»Cart!« rief sie, ergriff mit beiden Händen seine Rechte und pumpte sie auf und nieder. »Glücklichen Überlebenstag!« Dabei strahlte sie ihn aus einem et-

was derben Gesicht mit kräftigen Zügen an, die sie stark mit Make-up übertüncht hatte. »Ani und ich ...« Sie sah sich nach ihrer Schwester um und entdeckte, daß diese bereits zur Selbstbedienung am anderen Ende der Halle wanderte. »Ich«, korrigierte sie sich hastig, »konnte es kaum erwarten, hierher zu kommen. Wer kommt sonst noch?«

»Niemand. Nur was du hier siehst, Totsa«, sagte Carter mit ausgreifender Handbewegung. »Wir dachten, daß wir dieses Jahr nur eine kleine Party machen – ein kleines, gemütliches Beisammensein ...«

»Wie nett! Und wie findest du mein Kostüm?« Sie drehte sich langsam um ihre Achse, daß er sie begutachtete.

»Wieso – gut, sehr gut.«

»Aber Cart!« Totsa kam ganz herum und sah ihn herausfordernd an. »Du kannst überhaupt nicht erraten, was es ist.«

»Natürlich kann ich«, sagte Carter herzlich.

»Also, dann, was ist es?«

»Oh, vielleicht will ich es nicht sagen.«

Ein kleiner Kopf mit dünnem weißem Haar schob sich von der Seite in Carters Gesichtsfeld. »Eine künstlerische Abwandlung der Strahlenschutzanzüge, in denen sich unsere wackeren Ahnen heute vor vierhundertzwanzig Jahren aus dem Atomzeitalter in die Morgenröte der Vernunft hinüberretteten?«

Totsa schrie triumphierend: »Ich wußte, daß Sie es wissen würden, Doktor! Carter hatte nicht die leiseste Ahnung. Nicht einen Schimmer!«

»Ein Gastgeber ist ein Gastgeber«, sagte Carter. »Entschuldigt mich, ich muß mein eigenes Kostüm anziehen.«

Er ging wieder hinaus und durch den Innenhof. Die Luft war angenehm kühl in seinem erhitzten Gesicht. Er hoffte, Totsa habe die Andeutung in seiner letzten Bemerkung verstanden – daß er bloß höflich gewesen war, indem er vorgegeben hatte, von der Bedeutung ihres Kostüms keine klare Vorstellung zu haben. Aber wahrscheinlich hatte sie es nicht so verstanden. Sie würde seine Worte als einen Versuch interpretieren, mit geheimnisvollem Blabla zu verbergen, daß er ihr Kostüm nicht erkannt hatte. Am dicken Fell einer solchen Frau wurde das Florett zuschanden. Und zu denken, daß er einmal mit ihr ... man mußte einen Knüppel gebrauchen. Und das Schlimmste dabei war, daß er die Bedeutung ihres Kostüms sofort erkannt hatte. Er hatte bloß scherzen wollen, als er es nicht gleich gesagt hatte ...

Der eingeborene Häuptling stand noch immer unbeweglich, wo Carter ihn stehengelassen hatte. Wahrscheinlich wartete er auf seinen Moment.

»Mußt du immer im Weg herumstehen?« sagte Carter gereizt, als er herankam.

Der Häuptling tat einen langen, stelzbeinigen Schritt zurück, bis er halb verborgen im Schatten eines Rosenspaliers stand. Carter ging mißmutig weiter und in sein Schlafzimmer.

Sein Frack lag auf dem Bett, und er stieg unbeholfen in die enge Hose, während er die Planung für den bevorstehenden Abend überdachte. Mindestens fünf Stunden bis zum abschließenden Feuerwerk, schätzte er, als er seinen Hals in den Stehkragen zwängte. Die Begrüßungscocktails waren gut für eineinhalb, vielleicht zwei Stunden. Länger wagte er diese Phase nicht

auszudehnen, oder Ani würde sich sinnlos betrinken. Schon so würde es schlimm genug, mit einem Cocktailempfang und Wein zum Abendessen. Aber vielleicht konnte Totsa ihre Schwester unter Kontrolle halten. Wie auch immer – zwei Stunden, und weitere zwei für das Abendessen. Anschließend bliebe eine Stunde oder so für geselliges Beisammensein.

Nun – Carter arbeitete sich in den eng geschnittenen Frack –, in dieser Phase könnte er seine übliche kleine Ansprache zu Ehren des Festtages halten. Und der Häuptling! Ja, natürlich! Tatsächlich waren die Eingeborenentänze bedeutungslose und langweilige Angelegenheiten, obwohl Carter sich anfangs für sie interessiert hatte, aber schließlich hatte er immer einen wachen und wissensdurstigen Verstand gehabt. Trotzdem, die anderen mochten so eine Vorführung lustig oder unterhaltend finden, wenn sie nicht zu lange dauerte, wenigstens dieses eine Mal.

Er band die Schleife, knöpfte seinen Frack zu, und nach einem letzten Blick in den Spiegel – er war mit seiner Erscheinung sehr zufrieden – kehrte er durch den Innenhof zurück. Seine gehobene Stimmung äußerte sich in freundlicheren Gefühlen für den Eingeborenen, und als er diesmal an ihm vorbeikam, blieb er stehen und fragte: »Willst du etwas essen?«

Der Eingeborene stand stumm und abwesend, geprenkelt von den Schatten der Rosenblätter. Weder bewegte er sich, noch antwortete er, und Carter eilte mit einem entschieden erleichterten Gefühl weiter. Er achtete immer darauf, daß für solche Fälle einheimische Nahrung im Hause war – schließlich wurden auch sie hungrig. Aber es war ein Glück, daß er sich jetzt, wo er so beschäftigt war, nicht darum kümmern

mußte, daß das Zeug für diesen ungebetenen und unerwarteten Gast richtig zubereitet wurde.

Die Gäste hatten sich von der Empfangshalle in den Gesellschaftsraum begeben, wo es eine besser ausgestattete Bar und mobile Sessel gab. Als Carter ihnen nachging, sah er, daß sie sich bereits in drei Gruppen aufgespalten hatten. Seine und des Doktors Frau hatten sich zum Klatsch in eine Ecke zurückgezogen; Ramy spielte auf seiner Gitarre und sang dazu mit leiser, nicht unangenehmer, aber heiserer Stimme, während Ani, das Cocktailglas in der Hand, mit halbem Lächeln an ihm vorbei in die irisierenden Farben der Wand hinter ihm blickte. Totsa und der Doktor diskutierten an der Bar. Carter gesellte sich zu ihnen.

»... und bin durchaus geneigt, es zu glauben«, sagte der Doktor in seiner sanften, präzisen Aussprache, als Carter zu ihnen trat. »Oh, das ist wirklich sehr gut, Cart!« Er drehte sich halb herum und betrachtete bewundernd Carters Kostüm.

»Findest du?« sagte Carter erfreut. »Etwas mühsam anzuziehen und zu tragen, aber ich weiß nicht, in diesem Jahr wollte ich einfach mal etwas Ausgefallenes probieren.« Er drückte die Tasten für einen Limonenbrandy und sah mit Vergnügen, wie der Mechanismus der automatischen Bar funktionierte und ihm das gefüllte Glas servierte – komplett mit Eiswürfel und Zitronenscheibe.

»Du siehst wie gepanzert darin aus, Cart«, sagte Totsa.

Carter schlürfte von seinem Cocktail. Der Doktor trat an die Bar und ließ sein Glas frisch auffüllen.

»Kannst du dir vorstellen, was dieser Mann mir

eben erzählt hat?« sagte Totsa. »Er behauptet, wir seien zum Untergang verurteilt.«

»Ich habe keinen Zweifel, daß wir ...«, begann Carter. Aber bevor er seine Zustimmung mit der Einschränkung versehen konnte, daß er sie in einem weiteren Sinne meinte, überschäumte sie ihn mit einer Brandungswelle von Konversation.

»Nun, ich bin ja auch immer um Objektivität bemüht. Schließlich, wer sind wir, daß wir auf alle Zeiten überleben sollten? Aber wirklich – wie lächerlich! Und du stellst dich einfach so hinter ihn, blindlings, ohne die leiseste Ahnung, wovon er geredet hat!«

»Es ist nur eine Theorie, Totsa«, sagte der Doktor ruhig.

»Es eine Theorie zu nennen, erscheint mir schon zuviel der Ehre!« erwiderte sie kriegerisch.

»Vielleicht«, sagte Carter, von seinem Cocktail schlürfend, »wenn ich ein bißchen mehr über das wüßte, was ihr zwei da ...«

»Es ging«, sagte der Doktor zu Carter, »um die Frage, warum wir auf den Welten, die wir in Besitz nahmen – ich räume ein, daß es bislang nur wenige sind –, keine andere Rasse gefunden haben, die der unsrigen vergleichbar ist. Es mag natürlich sein, daß wir im Universum einzigartig sind. Aber die Theorie, von der wir eben sprachen, nimmt an, daß jeglicher Kontakt zwischen Rassen verschiedener Intelligenzstufen unausweichlich zum Untergang der intellektuell schwächeren Rasse führen muß. Wenn wir also einer überlegenen Rasse begegneten ...«

Er wedelte anmutig mit der Hand.

»Ich stelle mir vor, daß das möglich wäre«, sagte Carter.

»Lächerlich!« warf Totsa ein. »Als ob wir einen Kontakt nicht einfach vermeiden könnten, wenn wir es wollten!«

»Das ist ein Argument«, sagte Carter. »Zumindest ein theoretisches ...«

»Wir«, unterbrach ihn Totsa, »die wir die Fesseln unserer Erde gesprengt und uns in kaum vierhundert Jahren neue Heimatwelten erobert haben, sind kaum der Typ, der einfach aufgeben würde!«

Der Doktor stellte sein Glas auf die Bar und faltete seine kleinen Hände vor dem Bauch. »Es beruht alles auf der Annahme, Cart«, sagte er bedächtig, »daß der Lebenswille einer Rasse von einem gewissen Maß an emotioneller Selbstachtung abhängt. Eine Rasse von geringerer Intelligenz oder technologischer Fähigkeit könnte kaum eine Bedrohung für uns sein. Aber eine in diesen Dingen überlegene Rasse, so geht die Theorie, müsse dieses Selbstwertgefühl in uns zerstören und unausweichlich eine unbewußte Todessehnsucht in uns allen erwecken. Wir fanden es zu lange selbstverständlich, die erste Geige zu spielen. Wir müssen siegen oder ...«

»Absoluter Unsinn!« sagte Totsa.

»Nun, du kannst die Überlegung nicht einfach so aus dem Handgelenk verdammen«, sagte Carter. »Gewiß, ich kann mir auch nicht vorstellen, daß ein Mensch wie ich selbst jemals aufgeben würde. Wir sind zu hart, zu wölfisch. Aber ich kann mir gut vorstellen, daß eine solche Theorie für andere, geringere Rassen Gültigkeit haben könnte.« Er räusperte sich. »Ich hatte zum Beispiel ziemlich häufig Kontakt mit den Eingeborenen, die die dominierende Lebensform

auf dieser Welt waren, bevor wir kamen ...«

»Ach, Eingeborene!« schnappte Totsa verächtlich.

»Du würdest dich wundern, Totsa!« sagte Carter, etwas erhitzt. Eine Inspiration nahm von ihm Besitz, und er fuhr fort: »Übrigens habe ich etwas vorbereitet, damit du genau dies tust. Ich habe den Eingeborenenhäuptling dieser Gegend eingeladen, nach dem Essen für uns zu tanzen. Du könntest es sehr aufschlußreich finden.«

»Aufschlußreich? Wie?« fuhr Totsa auf.

»Das«, sagte Carter und stellte sein Glas mit schwungvoller Gebärde auf die Bar zurück, »darfst du selber herausfinden. Und nun, wenn es euch nichts ausmacht, muß ich wie ein guter Gastgeber meine Runde machen.«

Er schritt davon, angewärmt vom Alkohol und zufrieden mit sich selbst. Er lächelte, als er zu Ramy kam, der für Totsas Schwester immer noch Balladen sang und seine Gitarre zupfte.

»Ausgezeichnet!« sagte Carter leutselig, klatschte kurz in die Hände und setzte sich zu ihnen, als das Lied endete. »Was war das?«

»Richard Löwenherz schrieb es«, sagte Ramy heiser. Er wandte den Kopf und fragte seine Zuhörerin: »Noch ein Gläschen, Ani?«

Carter versuchte dem Balladensänger mit den Augen zu signalisieren, aber Ramy war bereits aufgestanden und eilte dienstfertig zur Bar, von wo er gleich darauf mit einem gefüllten Glas zurückkehrte. Carter seufzte unhörbar und lehnte sich im Sessel zurück. Er durfte nicht vergessen, Totsa bei nächster Gelegenheit zu sagen, sie solle Ani mehr im Auge behalten.



Weil Ramy mit ihm anstoßen wollte, holte sich Carter ein zweites Glas Limonenbrandy. Die Lautstärke der Stimmen im Raum nahm mit dem Alkoholkonsum zu. Nur Ani war still. Während sie saß und zielstrebig trank, hörte sie der Konversation zwischen Carter und Ramy zu, als ob sie durch eine Glasscheibe von ihnen getrennt wäre und alle realen Geräusche und Bewegungen des Lebens nur gedämpft zu ihr drängen, wenn überhaupt. Ihre Geistesabwesenheit irritierte Carter so, daß er bald unfähig war, Ramys Worten zu folgen und schließlich völlig den Faden verlor und sich darauf beschränken mußte, statt eines Kommentars nichtssagende Geräusche von sich zu geben.

Sobald sich eine Gelegenheit ergab, entschuldigte er sich und stand auf. Er ging hinüber in die Ecke, wo die Frauen redeten.

»... Erde«, sagte Lidi gerade. »Es war ein unvergeßliches Erlebnis für uns. Oh, Cart ...« Sie drehte sich unbeholfen herum, als er ihr gegenüber in einen Sessel sank. »Du mußt dich wirklich einmal losreißen und mit deiner Frau die Erde besuchen. Wirklich.«

»Glaubst du, Ona sei der Zurück-zur-Natur-Typ?« sagte Carter mit einem Lächeln.

»Nein, hör auf!« Lidi wandte sich wieder Ona zu. »Du solltest ihn dazu überreden.«

»Ich habe es erwähnt. Mehrere Male«, sagte Ona. Und mit hilfloser Geste stellte sie ihr Glas auf den kleinen Rauchtisch zwischen ihnen.

»Na ja, du weißt, was sie sagen«, verteidigte sich Carter. »Alle reden von der Erde, aber niemand geht mehr hin.«

»Wir waren dort. Und es war denkwürdig. Es ist

natürlich nicht so sehr, was du siehst, es ist der Gewinn an Einsicht. Ich bin durch fünf Generationen von den Menschen getrennt, die heute dort leben, und ich muß sagen, es ist eine Entfremdung eingetreten. Aber mein Mann ist erst in der zweiten Generation hier draußen, und er hat leibliche Vettern in der Türkei. Für ihn war es viel leichter, gemeinsame Anknüpfungspunkte zu finden. Du kannst sagen, was du willst, aber erst ein Besuch auf der Erde zeigt dir, wie der echte alte Stamm hier draußen im Laufe der Generationen geschwunden ist. Die Menschen auf der Erde haben für unsereinen etwas – wie soll ich sagen? – Archaisches, Altertümliches; und das nicht nur in der Sprache.«

»Die Reisekosten sind auch kein Hinderungsgrund mehr«, warf Ona ein. »Heutzutage ist praktisch jeder reich, wenigstens bei uns hier.«

»Reich! Was für ein unangenehmes Wort!« sagte Lidi. »Du solltest sagen: fähig, meine Liebe. Vergiß nicht, unsere Reichtümer sind nur das Produkt unserer Wissenschaft und Technik, die wiederum die Früchte unserer eigenen Fähigkeiten sind.«

»Ach, du weißt, was ich meine!« sagte Ona. »Der springende Punkt ist jedenfalls, daß Cart nicht gehen will.«

»Ich bin ein einfacher Mann«, sagte Carter. »Ich bin hier zu Hause. Hier habe ich meine Arbeit, meine Musik und meinen Gartenbau. Ich fühle kein Bedürfnis, umherzustreifen.« Er stand auf. »Aber wenn ihr mich jetzt entschuldigen wollt ...«

»Aber du hast deiner Frau noch keine Antwort gegeben, ob du mit ihr eine Reise zur Erde machen willst!« rief Lidi.

»Oh, das wird schon werden, eines Tages«, wehrte Carter ab. »Aber jetzt muß ich in der Küche nach dem Rechten sehen.« Er winkte ihnen zu und ging schnell fort.

Als er durch den westlichen Wohnraum und das anstoßende Speisezimmer zur Küche ging, ließ seine Munterkeit nach. Es war immer eine kitzlige Sache, mit den Köchen umzugehen und sie in der Hand zu behalten, denn inzwischen waren sie alle Künstler auf ihrem Gebiet, taten die Arbeit aus Liebe zu ihr und waren nicht mehr durch den Lohn zu kontrollieren, den er ihnen zahlte. Am liebsten hätte Carter sich überhaupt nicht um diesen Aspekt der Party gekümmert und die Köche einfach machen lassen. Aber was, wenn er nicht kontrollierte und dann etwas schiefginge? Sein Gewissen würde ihm keine Ruhe lassen.

Der Speiseraum war bereits im klassischen Stil vorbereitet, mit langer Tafel und Einzelstühlen. Er warf einen prüfenden Blick auf den makellos mit Porzellan, Silber, Leinen und Kristall gedeckten Tisch, dann ging er durch den Lichtschirm in die Küche. Der Chefkoch war eben dabei, mit seinen beiden Gehilfen die Warmhalteplatte zu garnieren, auf der der ganze geröstete Eber auf den Tisch gebracht und während der Mahlzeit warmgehalten würde. Er sah Carter nicht eintreten; und Carter blieb mit einem Seufzer der Erleichterung stehen, um den Eber zu bewundern. Es war ein Meisterstück und so geschickt aus den einzeln gerösteten Fleischstücken zusammengebaut, daß niemand auf den Gedanken gekommen wäre, es sei nicht mehr das ganze, unzerlegte Tier.

In diesem Moment blickte der Chefkoch auf und sah ihn. Sofort kam er herüber und fragte nach Carters Wünschen. Carter brachte ein paar kleine Vorschläge vor, aber die Antworten waren von einer so künstlichen Höflichkeit, daß Carter froh war, ihn nach ein paar Minuten wieder seiner Arbeit zu überlassen.

Er wanderte durch das Haus zurück, ohne direkt zum Gesellschaftsraum zurückzukehren. Mit dem Stimmungswechsel, den die Begegnung mit dem Chefkoch in ihm ausgelöst hatte, waren seine früheren Gefühle von Lebensüberdruß und Melancholie wieder über ihn gekommen. Er dachte beinahe mit Abscheu an die Leute, die er eingeladen hatte. Vor zwanzig Jahren hätte er sich nicht für fähig gehalten, einer solchen Clique anzugehören. Wo waren die großen Freunde, die wahren Freunde, die er als Jüngling zu gewinnen beabsichtigt hatte? Nicht, daß es die Schuld derer gewesen wäre, die sich in seinem Gesellschaftsraum dem Alkohol und oder Konversation hingaben. Sie konnten nichts dafür, daß sie waren, was sie waren. Es war die Schuld der Zeitläufe, die das Leben für jedermann zu leicht und zu bequem machten; und ja –, er wollte ehrlich sein, es war auch seine eigene Schuld.

Seine Wanderung hatte ihn wieder in den großen Innenhof geführt. Er entsann sich des Häuptlings und spähte durch das Zwielflicht aus Lampenschimmer und Finsternis zum Rosenspalier.

Das Haus war in Hufeisenform um den Hof gebaut, und die offene Seite zeigte nach Westen. Ein matter Abglanz des scheidenden Tages in düsterem Rot und Violett säumte noch den Horizont. Tiefe

Schatten lagen auf dem Rosenspalier und dem Eingeborenen darunter. Er war kaum zu sehen, aber seine blasse, vertikale Reflexionslinie markierte seinen glänzenden, aufrechten Speer und zeigte, daß er keine Bewegung gemacht hatte. Eine plötzliche Aufwallung von Emotionen beengte Carters Brust. Er tat zwei Schritte auf den Häuptling zu, getrieben von einem spontanen Bedürfnis, ihm für sein Kommen und das Angebot einer Tanzvorführung zu danken. Aber in diesem Moment kam der sanfte, metallische Klang des Glockenspiels seiner Wanduhr aus der offenen Tür des Arbeitszimmers und verkündete die einundzwanzigste Stunde, und er wandte sich hastig um und eilte durch die Empfangshalle in den Gesellschaftsraum.

»Hors d'œuvres! Hors d'œuvres!« rief er munter. »Die Herrschaften werden zur Tafel gebeten!«

Das Abendessen war zum Erfolg geradezu verurteilt. Alle waren vom Alkohol befeuert und hungrig. Alle waren gesprächig. Sogar Ani hatte ihre gewohnte Introvertiertheit abgelegt und lächelte und nickte – ganz nüchtern, wie jedermann zu schwören bereit gewesen wäre. Sie hörte zu, wie Ona und Lidi über Lidis erwachsenen Sohn sprachen, als er ein Baby gewesen war. Der Doktor war munter und aufgeräumt, und Ramy, der sein Bedürfnis nach musikalischem Ausdruck zuvor mit Ani befriedigt hatte, war nun bereit zur Geselligkeit. Der geröstete Eber erregte allgemeine Bewunderung, und als sie mit der Nachspeise fertig waren, herrschte eine Atmosphäre satten Behagens, und selbst der Koch, der durch eine momentane Transparenz der Küchenwand spähte, tauschte mit Carter ein zufriedenes Lächeln aus.

Carter blickte auf seine Uhr. Nur noch zwanzig Minuten nach seinem Zeitplan! Die Zeit war wie im Fluge vergangen, und statt sie mit irgendwelchen Improvisationen auszufüllen, würde er nun sogar imstande sein, seine Rede ein wenig abzukürzen. Hätte er den Tanz des Häuptlings nicht bereits angekündigt, könnte er ihn jetzt einfach aus dem Programm streichen ... nein, das wäre auch nichts. Er hatte immer Wert darauf gelegt, mit den Eingeborenen dieser Welt auszukommen. »Schließlich ist es auch ihre Heimat«, hatte er immer gesagt.

Er klimperte mit einem Löffel an sein Weinglas und erhob sich. Gesichter wandten sich ihm zu, und die Konversation kam widerwillig zum Erliegen. Er lächelte in die Runde.

»Wie ihr wißt«, sagte er, »ist es bei diesen kleinen Zusammenkünften immer meine Gewohnheit gewesen – und alte Gewohnheiten sind die besten –, einige wenige Worte zu sagen. Heute abend werde ich mich noch kürzer fassen als gewöhnlich.« Er hielt inne und tat einen Schluck aus seinem Wasserglas.

»Aus Anlaß der vierhundertzwanzigsten Wiederkehr jenes Tages, an dem unsere große Rasse die schwerste Krise ihrer Geschichte durchmachte, um sich alsbald einem Phönix gleich aus der Asche ihrer alten Welt zu erheben und den Beginn eines neuen Zeitalters einzuleiten, erinnern wir uns des weiten Weges, den wir gekommen sind; und des weiten Weges, den wir zweifellos noch zu gehen haben.« Er lächelte, um anzudeuten, daß seine nächsten Worte nur als Ausdruck seiner kameradschaftlichen Empfindungen gesagt wurden. »Ich denke in diesem Moment an eine neue Theorie, die unser guter Doktor

hier heute abend vorgetragen hat. Diese Theorie postuliert, daß beim Zusammentreffen zweier Rassen die unterlegene Rasse unausweichlich zum Untergang verurteilt sei. Und daß, weil die Gesetze der mathematischen Wahrscheinlichkeit zugunsten der Existenz anderer, uns überlegener Rassen sprechen, wir eines Tages diejenigen sein werden, die untergehen müssen.«

Wieder hielt er inne und wärmte sie mit seinem Lächeln.

»Dazu möchte ich sagen: Unsinn! Keiner möge erwidern, ich suchte bloß Zuflucht in jener blinden Borniertheit, die auf solche Prophezeiungen mit dem Ruf ›Uns kann das nicht passieren!‹ reagiert. Ich glaube, daß es uns zustoßen kann, aber es wird nicht dazu kommen. Und warum nicht? Ich beantworte das mit einem Wort: Zivilisation.«

Carter blickte triumphierend in die Gesichter seiner Gäste, dann fuhr er fort: »Diese Übermenschen – sollten sie jemals auftauchen – müssen wie wir zivilisiert sein. Zivilisiert. Überlegt einmal, was dieses Wort bedeutet. Sehen wir uns an, wie wir hier versammelt sind. Sind wir nicht gebildete, freundliche, sympathische Menschen? Und wie behandeln wir die unterlegenen Rassen, auf die wir im Zuge unserer Expansion gestoßen sind?

Ich werde es euch überlassen, auf diese Fragen zu antworten, denn nun möchte ich euch zu Cognac und Kaffee in den Patio einladen, wo ihr einen der Ureinwohner dieses Planeten sehen werdet, der den Wunsch geäußert hat, für euch zu tanzen. Betrachtet ihn, erfreut euch an seinem Tanz und überlegt, welche menschliche Freundlichkeit und Rücksichtnahme

in der Geste enthalten ist, die ihn in unser Fest mit einbezogen hat.« Carter machte eine feierliche Pause, um mit erhobener Stimme fortzufahren: »Und bedenkt jenes alte Wort, dessen Echo durch die Korridore der Zeit bis zu uns hallt: Wie ihr anderen getan habt, so soll euch geschehen!«

Carter setzte sich, strahlend und errötend zum Applaus der Gäste, dann stand er sofort wieder auf, um ihnen voranzugehen. Als sie durch die Empfangshalle strömten, beschleunigte er seine Schritte und ließ sie hinter sich.

Als er ins Freie kam, nahm ihm die plötzliche Dunkelheit die Sicht, aber er kannte den Weg und wartete nicht, bis seine Augen sich an die Nacht gewöhnt hatten. Nach ein paar Sekunden konnte er die Gestalt des Häuptlings ausmachen.

Er überließ es Ona, die Sitzordnung der Gäste zu überwachen und die Lichter einzuschalten, und eilte auf das Rosenspalier zu. Der Eingeborene wartete auf ihn.

»Nun«, sagte Carter ein wenig atemlos, »kann es losgehen. Aber es muß ein kurzer Tanz sein, ein sehr kurzer Tanz.«

Der Häuptling senkte seinen langen schmalen Kopf und blickte wie von ferne und mit trauriger Würde zu Carter herab, und Carter fühlte sich plötzlich unbehaglich.

»Na gut«, murmelte er nach einem Moment. »Zu kurz brauchst du es auch nicht zu machen.«

Er wandte sich ab und kehrte zu den Gästen zurück. Unter Onas Anleitung hatten sie sich in einem kleinen Halbkreis niedergelassen, zwischen sich fahr-



bare Serviertische mit Kaffeetassen, Karaffen und Cognacgläsern. In der Mitte war ein Stuhl für Carter frei geblieben. Er ließ sich darauf nieder und nahm ein Glas Cognac.

»Geht es jetzt los?« fragte Totsa.

»Ja – ja, da kommt er schon«, sagte Carter und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf das Rosenspalier.

Die Lampen rings um den Innenhof waren eingeschaltet, und als der Eingeborene aus der Dunkelheit auf sie zukam, schien er plötzlich aus einer Wand von Nacht herauszutreten.

»Du liebe Zeit«, sagte Lidi, links von Carter und etwas hinter ihm, »ist der groß!«

»Lang, würde ich eher sagen«, meinte der Doktor und hüstelte trocken an ihrer Seite.

Der Häuptling kam in die Mitte des beleuchteten Hofes. Er trug seinen Speer mit einer Hand und senkrecht vor sich her, den Arm halb angewinkelt. Er näherte sich mit übertrieben langen Schritten und auf Zehenspitzen – in einer Art, die unglücklicherweise eine parodistische Ähnlichkeit mit dem klassischen Ehemann hatte, der spät in der Nacht in seine Wohnung schleicht. Totsa kicherte plötzlich los. Carter errötete.

Vor ihnen angelangt, machte der Eingeborene halt, stieß seinen Speer mehrmals in verschiedenen Richtungen in die leere Luft und begann mit gesenktem Kopf und raschen, kurzen Fußbewegungen herumzuschlurfen.

Hinter Carter machte Ramy eine halblaute Bemerkung. Ein halbersticktes Glucksen folgte, und die Gitarre klimperte ein paar leise Noten.

»Bitte!« sagte Carter, ohne seinen Kopf zu drehen.

Eine Pause folgte, dann mehr Gemurmel von Ramy, gefolgt von seinem tiefen, heiseren und mühsam unterdrückten Lachen.

»Vielleicht«, sagte Carter mit erhobener Stimme, »vielleicht sollte ich den Tanz erklären, während er ihn vorführt. Alle diese Tänze sind pantomimische Erzählungen. Dieser nennt sich, soweit ich es sehen kann: ›Ein ehrenvoller Tod.«

Er machte eine Pause und räusperte sich. Niemand sagte etwas. Draußen in der Mitte des Patios stand der Häuptling geduckt, spähte nach links und rechts.

»Ihr seht ihn jetzt auf der Fährte«, sagte Carter. »Die silberfarbenen Blumen an seinem rechten Arm deuten an, daß es eine Geschichte vom Tod ist, die er tanzt. Die Tatsache, daß die Blumen unter dem Ellbogen sind, bedeutet, daß es ein ehrenvoller und kein schmachvoller Tod ist. Aber daß er am anderen Arm unterhalb des Ellbogens nichts trägt, sagt uns, daß dies das ganze und einzige Thema des Tanzes ist.«

Carter fühlte ein Bedürfnis, sich wieder zu räuspern. Er nippte vom Cognac.

»Wie ich sagte«, fuhr er fort, »wir sehen ihn jetzt auf der Fährte, allein.« Der Eingeborene tat mehrere vorsichtige Schritte vorwärts, dann zog er sich wieder zurück. Seine Mimik verriet Spannung und Erregung. »Im Moment ist er glücklich, weil er eine Herde einheimischer Jagdtiere gesichtet hat. Beobachtet die Neigung seines Speers, wie er ihn in der Hand hält. Je mehr er sich der Senkrechten nähert, desto glücklicher fühlt er sich ...«

Ramy murmelte wieder, und sein Glucksen kratzte in Carters Ohren. Ein Kichern von Totsa und sogar

ein kurzes, trockenes Bellen von einem Lachen vom Doktor beantworteten es.

»... desto glücklicher fühlt er sich«, wiederholte Carter laut. »Nur stellt die absolute Vertikale paradoxerweise tiefste Tragödie und Kummer dar. In einem kleinen Artikel, den ich einmal über den Symbolismus dieser Tänze verfaßte, vertrat ich die Theorie, daß, wenn ein Eingeborener mit dem Speer senkrecht aufwärts stößt, ein großes Raubtier oder ein überlegener Gegner ihn bereits zu Boden geworfen hat. Er ist ein toter Mann.«

Der Häuptling tanzte mit wilden, schnellen Bewegungen, sprang hierhin und dorthin und schwang seinen Speer.

»Ah«, sagte Carter befriedigt. Die anderen waren jetzt still. »Er hat seine Beute getroffen. Nun eilt er mit ihr heim. Er ist sehr glücklich. Warum sollte er es nicht sein? Er ist jung, gesund und stark. Seine Partnerin, seine Nachkommen, sein Heim erwarten ihn. Da kommt es schon in Sicht.«

Der Häuptling erstarrte. Seine Speerspitze sank abwärts.

»Aber was ist das?« rief Carter und richtete sich dramatisch in seinem Stuhl auf. »Was ist geschehen? Er sieht einen Fremden in der Tür. Es ist der Mann der Sieben Speere, der – dies ist natürlich ein Aberglaube – außer seinem eigenen Speer noch sechs magische Speere hat, die auf seinen Befehl von ihm fliegen und alles töten, was ihm im Weg steht. Was tut dieses unbesiegbare Wesen im Eingang zur Hütte unseres Jägers, ohne eingeladen zu sein?«

Die hölzerne Speerspitze fiel plötzlich fast bis zum Boden.

»Der Mann der Sieben Speere sagt ihm«, erläuterte Carter, »daß er, der Mann der Sieben Speere, die Blumen um das Haus des Jägers wünschte. Darum hat er das Haus genommen und alle in ihm getötet – die Partnerin und die Kinder –, damit die Blumen, die jetzt sein sind, von ihrer Berührung gereinigt werden. Alles ist jetzt sein.«

Das leise gluckernde Geräusch von Flüssigkeit, die in ein Glas gegossen wird, erfüllte Carters Pause.

»Nicht zuviel ...«, wisperte jemand.

»Was kann unser Jäger tun?« sagte Carter scharf. Der Häuptling stand steif, den Kopf geneigt und gegen den vertikalen Schaft seines Speers gepreßt, den er nun aufrecht vor sich hielt. »Er ist krank – wir würden sagen, er weint. Alles, was ihm etwas bedeutete, ist nun verloren. Er kann sich nicht einmal am Mann der Sieben Speere rächen, dessen magische Waffen ihn unbesiegbar machen.« Carter, bewegt vom Pathos seiner eigenen Stimme, fühlte, wie seine Kehle sich bei den letzten Worten verengte.

»Ona, Liebes, hast du eine Antacidtablette?« wisperte des Doktors Frau hinter ihm.

»Er hat keinen Ort, wohin er gehen könnte!« rief Carter heftig. »Der Mann der Sieben Speere ignoriert ihn und spielt mit den Blumen. Denn ohne Essen oder Trinken wird unser unglücklicher Jäger nach einiger Zeit zusammenbrechen und sterben, wie alle Opfer des Mannes der Sieben Speere bisher gestorben sind – wenn er es nicht vorzieht, fortzugehen. Einen, zwei, drei Tage lang steht er in seiner Trauer da; und spät am dritten Tag kommt ihm der Racheplan ein, nach dem er sich gesehnt hat. Er kann seinen Feind

nicht bezwingen – aber er kann ihn auf ewig in Schande stürzen, so daß der Mann der Sieben Speere seinerseits gezwungen sein wird, den Tod zu suchen.

Er geht ins Haus. Der Häuptling bewegte sich wieder. Der Mann der Sieben Speere sieht ihn eintreten, kümmert sich aber nicht um ihn, denn er ist unter seiner Beachtung. Und es ist gut für unseren Jäger, daß es so ist – sonst würde der Mann der Sieben Speere alle seine magischen Waffen herbeirufen und ihn auf der Stelle töten. Aber er spielt mit seinen neuen Blumen und schenkt ihm keine Beachtung.

Der Jäger geht hinein zum Herzen seines Hauses. Jedes Haus hat ein Herz, das der wichtigste Ort darin ist. Wird dieses Herz zerstört, so stirbt das Haus und alles in ihm. Wie er zum Herzen des Hauses kommt, das vor dem Herdfeuer ist, stößt der Jäger das stumpfe Ende seines Speers auf den Boden und hält ihn in der Position des größten Kummers aufrecht. Er steht da, stolz in seiner Trauer. Wir können uns vorstellen, wie der Mann der Sieben Speere plötzlich die Schande begreift, die über ihn gebracht wird, und wild herbeistürzt. Aber er und alle seine sieben Speere sind zu langsam. Der Jäger springt in die Luft ...«

Carter brach ab. Der Häuptling stand noch immer, die Stirn gegen den Speerschaft gepreßt.

»Er springt in die Luft«, wiederholte Carter, ein wenig lauter.

Und in diesem Augenblick sprang der Eingeborene tatsächlich in die Höhe. Seine Beine schlugen in der Luft, und er schwang sich beinahe wie ein Stabhochspringer erstaunlich hoch hinauf. Einen Sekundenbruchteil schien er über der Spitze seines Speeres zu schweben, den er noch immer mit einer Hand hielt –

und dann stürzte er wie ein riesiger, dunkler, zu Tode getroffener Vogel ab und schlug hart auf den gescho-  
renen Rasen. Der dünne Speerschaft zitterte über sei-  
ner gefallenen Gestalt.

Schreie explodierten, und die Abendgesellschaft war  
auf den Füßen. Aber der Häuptling stand langsam auf  
und nahm würdevoll den Speer zwischen Arm und  
Körperseite heraus, wo er ihn im Fallen geschickt ge-  
halten hatte; und nachdem er ihn in die andere Hand  
genommen hatte, stelte er feierlich davon und in die  
Schatten unter dem überhängenden Dach des Hauses.

Aufgeregtes Stimmengewirr erhob sich um Carter.  
Lidis durchdringendes Organ erhob sich wie eine  
halb verstopfte Fontäne über alle anderen Stimmen.

»... absolut! Ich dachte, das Herz bliebe mir stehen!  
Nie in meinem Leben war ich so aufgeregt.«

»Cart!« sagte Ona in bitterem Vorwurf.

»Nun, Cart«, sagte Totsa triumphierend in sein  
Ohr, »welches ist die Anwendung von alledem auf  
das, was du mir vorhin gesagt hast?«

Carter, der benommen sitzengeblieben war, fuhr  
zornig hoch.

»Oh, sei doch nicht so ein Dummkopf!« Er wandte  
sich mit einem Ruck von ihnen ab, überquerte den  
Innenhof und gewann die Schatten unter den Obst-  
bäumen, wo der Patio in den Garten überleitete.

Nach einigen Minuten sank die Lautstärke der  
Stimmen auf ein weniger aufgeregtes Niveau ab, und  
dann hörte er die Schritte einer Frau im Dunkeln nä-  
herkommen.

»Cart?« sagte die Stimme seiner Frau zögernd.

»Was?« Carter rührte sich nicht.

»Kommst du nicht zurück?«

»In einer Weile.«

Es gab eine Pause.

»Cart?«

»Was?«

»Glaubst du nicht ...«

»Nein, ich glaube nicht!« knurrte Carter. »Sie soll sich zum Teufel scheren!«

»Aber du kannst sie doch nicht einfach einen Dummkopf nennen ...«

»Sie ist ein Dummkopf! Sie sind alle Dummköpfe – jeder einzelne von ihnen! Ich bin auch ein Dummkopf, aber nicht so stupide und hirnlos und eingebildet wie diese ganze Bande!«

»Nur wegen eines albernem Eingeborenentanzes!« sagte Ona, den Tränen nahe.

»Albern?« sagte Carter. »Wenigstens ist es etwas. Er hat einen Tanz aufgeführt. Das ist mehr, als sie alle miteinander getan haben. Und zufällig ist ihm dieser Tanz sehr wichtig. Man sollte meinen, sie hätten etwas darüber lernen können, statt sich bequem zurückzulehnen und ihre dummen Witze zu machen!«

Seine kleine Explosion verpuffte in der Dunkelheit und blieb unbeantwortet.

»Bitte komm zurück, Cart«, sagte Ona nach einer langen Pause.

»Er hat wenigstens etwas«, sagte Carter. »Er hat eine eindrucksvolle und disziplinierte Pantomime getanzt, und die Gedanken dahinter sind intelligenter als alles, was ich heute abend von unseren Gästen gehört habe. Wenigstens das sollte man anerkennen.«

»Ich kann ihnen einfach nicht vor die Augen treten, wenn du nicht zurückkommst.«

»Also meinetwegen, verdammt noch mal«, sagte Carter. »Gehen wir.«

Sie kehrten grimmig in den Patio zurück. Die Stühle waren umgestellt und in einem kleinen Kreis angeordnet. Ramy sang ein Lied, und sie hörten alle höflich zu.

»Nun, Cart, setz dich zu mir!« sagte der Doktor herzlich, als Carter und Ona herankamen. Dabei zeigte er auf einen freien Stuhl zwischen sich selbst und Totsa. Nach kurzem Zögern ließ Carter sich darauf nieder.

»Dies ist eine von diesen alten Seemannsballaden, Cart«, sagte Totsa.

»Oh?« murmelte Carter, räusperte sich. »Wirklich?«

Er lehnte sich zurück, füllte ein Glas mit Cognac und trank, während er zuhörte. Ramys Stimme dröhnte rauh und herzlich durch den Innenhof, aber Carter mochte das Lied nicht.

Ramy endete und fing mit einem neuen Shanty an. Lidi, die sich von ihrem Schreck erholt hatte, entschuldigte sich für einen Moment und ging ins Haus.

»Denkst du wirklich daran, eine Reise zur Erde zu machen?« begann der Doktor, sich vertraulich zu Carter beugend. »Ich würde dir ...« Ein ohrenzerreißender Schrei aus dem Haus schnitt ihm das Wort ab.

Ramy verstummte. Die Schreie dauerten an, und alle sprangen von ihren Stühlen hoch und drängten durcheinander zum Haus.

Drinnen sahen sie Lidi vor dem dunklen Eingang zur Empfangshalle stehen – klein und fett und steif, mit gespreizten Beinen, die kurzen, dicken Arme von



sich gestreckt, den Kopf zurückgeworfen, und wieder und wieder kreischen. Fast zu ihren Füßen lag der Häuptling, und der schlanke Schaft des Speeres ragte aus seinem Körper.

Die anderen umfluteten Lidi, und der Doktor führte die noch immer Kreischende fort. Alle übrigen versammelten sich in entsetzter Faszination um den Leichnam des Eingeborenen. Der lange Kopf war auf die Seite gedreht, und Carter konnte ein totes Auge schräg aufwärts starren sehen, scheinbar zu ihm allein, und er glaubte einen Schimmer von wildem Triumph darin zu sehen.

»Gräßlich!« hauchte Totsa, die Lippen geöffnet.  
»Scheußlich!«

Aber Carter starrte noch immer in das gebrochene Auge. Vielleicht, dachte er, hatten die Ereignisse dieses Tages seine Sinne zu einer ungewöhnlich mißtrauischen Wachsamkeit geschliffen. Aber nur vielleicht ...

Still und ohne unnötige Aufmerksamkeit der anderen auf sich zu ziehen, schlüpfte er an der Gruppe vorbei und in die Dunkelheit der Empfangshalle. Er bewegte sich leise die Wand entlang, bis er zu den Fenstern kam, die auf den Innenhof hinausgingen. Dann spähte er hinaus.

Eine beträchtliche Zahl der tintigen Eingeborenen gestalten kam zwischen den Büschen und Bäumen des Gartens zum Vorschein und näherte sich dem Haus. Jeder trug einen langen, schlanken, matt schimmern den Speer mit feuergehärteter Spitze. Es traf Carter wie ein Schlag, daß sie wahrscheinlich das Haus umstellt hatten, während seine Bewohner ihre Aufmerk-

samkeit auf den Tanz des Häuptlings konzentriert hatten.

Sein Verstand arbeitete mit einer Geschwindigkeit, die ihn selbst überraschte. Er zog sich geräuschlos vom Fenster zurück und machte kehrt. In der Mitte des Raumes war der Transporter, ein ungefügiger, klumpiger Umriß im schwachen Licht. So leise wie die Eingeborenen draußen schlich er hin und erstieg die Plattform. Der Transporter konnte ihn innerhalb von wenigen Sekunden zu allen Anschlußstellen in den zivilisierten Teilen des Planeten tragen. Und eins der möglichen Ziele war das Polizeihauptquartier in der Hauptstadt. Die Rückkehr, zusammen mit einigen Bewaffneten, wäre genauso schnell möglich. Viel besser so, dachte Carter mit einer ruhigen Klarheit, wie er sie noch nie in seinem Leben so deutlich empfunden hatte, als die Leute im Nebenraum zu alarmieren, die zweifellos in Panik geraten und eine Verwirrung auslösen würden, die sie alle das Leben kosten konnte.

Carter fühlte im Dunkeln herum und stellte die Instrumente auf das Polizeihauptquartier ein. Er drückte den Sendeknopf.

Nichts geschah.

Er stierte die Maschine an. Eine dunklere Stelle auf der dünnen, lackierten Verkleidung der Frontseite fand seine Aufmerksamkeit. Er bückte sich, um sie zu untersuchen.

Es war ein Loch. Etwas wie der rituelle Stoß eines feuergehärteten Holzspeeres hatte die Verkleidung des Transporters durchbohrt und seine edlen Teile getroffen. Der empfindliche Mechanismus der Maschine war zertrümmert und zerbrochen.

# James

James schnaubte.

Er hielt an, und seine Fühlhörner sondierten die Luft. Etwas kam auf dem Ziegelstein, den er selbst gerade querte, auf ihn zu. Einen Moment spannte er sich, dann erkannten seine scharfen Sinne, daß der Ankömmling eine andere Schnecke war. James erglühte vor Freude und eilte ihm entgegen.

»Ich bin James«, sagte er und berührte freudig die Fühlhörner des anderen. »Und du?«

»Egbert«, antwortete der andere. »Es freut mich, deine Bekanntschaft zu machen, James.«

»Ganz meinerseits«, erwiderte James; und dann erkundigte er sich begierig, wie alle Schnecken es tun: »Was gibt es Neues?«

»Die Nachricht«, sagte der andere. »Die Nachricht ist durchgekommen.«

»Nein!« rief James.

»Tatsache«, bestätigte Egbert. »Es ist Homo sapiens, natürlich; man hätte es sich denken können.« Er seufzte.

»Homo sapiens?« fragte James. »Also, ich hätte es nicht von ihnen gedacht. Bei all ihrem Herumgerenne schienen sie so harmlose große Wesen zu sein. Ich habe gerade einen beobachtet ...«

»Sie mögen harmlos aussehen«, unterbrach Egbert streng, »aber der Übermut ist in ihnen. Und wir können es natürlich nicht dulden. Nachdem wir durch die halbe Galaxis gekommen sind, um den anderen zu entgehen. Ihnen, du weißt schon.«

»Richtig«, sagte James. Gedankenvoll setzte er hin-

zu: »Manchmal denke ich, wir hätten sie letztes Mal zerschmettern sollen, als sie den Planeten überrannten, auf dem wir waren. Wenn nicht das vorletzte Mal.«

»Aber was für eine Arbeit es gewesen wäre«, protestierte Egbert. »Natürlich hatten sie nur die primitiven materiellen Waffen, Desintegratoren und dergleichen. Aber es waren so viele von ihnen – Hunderte von planetarischen Systemen, alle bevölkert bis zur Belastbarkeitsgrenze. Was für eine mühevollen Arbeit, sie alle auszulöschen. Und wie einfach, im Vergleich dazu, wenn wir uns auf unseren eigenen Schutz beschränken.«

»Ach ja«, seufzte James. »Wir sind eben von Natur aus sensibel und müssen darauf bedacht sein, uns vor Überanstrengung zu hüten. Nun, ich glaube, hier sind wir schließlich doch besser daran, selbst wenn Homo sapiens hin und her stürzt, als ob sein Gehäuse in Flammen stünde. Wer hätte je gedacht, daß eine Lebensform so aktiv werden könnte? Aber was ist es übrigens, das sie getan haben?«

»Nun«, sagte Egbert geheimnisvoll, »es ist fast unglaublich, aber da es durch die normalen Kanäle kommt, muß es wahr sein. Die offizielle Nachricht ist gerade vom Euphrat, oder vom Niltal, oder irgendwo dort durchgesickert. Einer von ihnen hat tatsächlich das Rad erfunden!«

»Nein!« rief James verblüfft.

»So heißt es«, bekräftigte Egbert. »Ich kann verstehen, daß du überrascht bist. Ich hatte selber Mühe, es zu glauben, als es mir erzählt wurde, gerade erst vorletzten Monat.«

»Das erklärt es!« rief James. »Ich dachte doch, daß

ich Dinger mit Rädern in der Gegend gesehen hätte; aber natürlich konnte ich meinen Sinnen auf der Basis rein empirischer Beobachtung nicht vertrauen. Ein alter Freund von mir wurde kürzlich von einem zerquetscht. Sein Name war Charlie. Du kanntest ihn nicht zufällig?»

»Nein«, erwiderte Egbert, »ich kannte nie einen Charlie.« Sie brüteten eine Weile in Schweigen.

»Er war eine gute Schnecke«, sagte James endlich, von neuem bekümmert über den Hingang seines Freundes. Dann kehrten seine Gedanken zu der Nachricht zurück, die er eben gehört hatte. »Aber dies ...«, stammelte er, »dies ist schrecklich!«

»Ohne Zweifel«, sagte Egbert. »Du weißt, was jetzt geschehen wird, nicht wahr? Sie werden seßhaft und machen Töpferwaren. Und ehe du dich's versiehst, werden sie Pyramiden bauen und Schießpulver erfinden. Schlimmer noch, bevor wir uns umdrehen können, werden sie das Atom spalten, und du weißt, was dann geschieht!«

»Raumfahrt ...«, hauchte James entsetzt.

»Genau!« erwiderte Egbert grimmig. »Und sobald sie ein Schiff über die Nachbarschaft dieses Planeten hinausbringen, wird es von den Instrumenten der anderen registriert. Und du weißt, was die machen werden, wenn sie es herausbringen.«

»Armer Homo sapiens«, sagte James mit zitternder Stimme.

»Ja«, sagte Egbert. »Innerhalb von drei Tagen werden sie eine Flotte hier haben. Was bedeutet, daß wir nur die begrenzte Zeit für Verteidigungsmaßnahmen haben, die zwischen jetzt und dem Abschluß der ersten Raumrakete verbleibt. Und diese Zeit wird mit

jedem Jahrhundert kürzer. Ja, bei dem wahnsinnigen Tempo, mit dem diese Menschen sich bewegen, kann es sein, daß schon jetzt einer irgendwo mit einer Töpferscheibe experimentiert.«

»In der Tat«, sagte James besorgt. »Ich könnte beinahe schwören, daß ich bei unseren lokalen Homo sapiens Zeichen einer Töpferkultur bemerkt habe. Natürlich habe ich keine Bestätigung der Tatsache in Form vergleichbarer Meldungen von anderen Schnecken.«

»Es ist wahr. Ich auch nicht.« Egbert dämpfte seine Stimme. »Laß uns vertraulich sprechen, James. So unwissenschaftlich es sein mag, wenn nur zwei Beobachter ihre Wahrnehmungen vergleichen – sag mir: Du hast hier in Nordamerika keine Anzeichen von Pyramidenbau gesehen?«

»N-nein ...« antwortete James vorsichtig. »Ich habe einige ziemlich komische Bauwerke gesehen – aber keine echte Pyramide.«

»Dem Himmel sei Dank dafür«, sagte Egbert mit einem Seufzer der Erleichterung. »Ich auch nicht. Nicht, daß die privaten Beobachtungen von uns zweien etwas bedeuteten, aber sie sind eine Hoffnung, James, daß das, was wir gesehen haben, das Gesamtbild spiegelt, und daß der Homo sapiens überwiegend noch immer ein glücklicher Jäger und Hirte ist.«

»Trotzdem«, sagte James zweifelnd, »wenn ich eine eigene Vermutung äußern müßte ...«

»James!« wies Egbert ihn schockiert zurecht. »Das ist unschneckenhaft. Du solltest solche Gedanken aus deinem Geist verbannen. Nein, nein, sei versichert, daß wir noch einige tausend Jahre Zeit haben, in de-

nen wir mit Homo sapiens Verbindung aufnehmen und ihn lehren können, wie er sich und seinen Planeten vor den anderen schützen kann. Es ist bloß eine Frage des richtigen Kontakts, das heißt, wir müssen ein Individuum finden, das uns glauben wird und das zugleich bei seinen Artgenossen Vertrauen genießt.«

Für einen Moment hing die Stille schwer zwischen den beiden Schnecken.

»Einige Leute«, sagte James schließlich in entschuldigendem Ton, »könnten uns langsam nennen.«

»O nein!« rief Egbert, zutiefst schockiert. »Gewiß nicht!«

»Und vielleicht«, fuhr James mit gekräftigter Stimme fort, »könnte es wirklich sein, daß wir ein bißchen langsam sind. Wer weiß? Wir müssen objektiv sein. Denk nach, Egbert: Wenigstens zwanzig Planeten wurden unter uns weggeblasen und ihr einheimisches Leben zerstört, einer nach dem anderen, trotz unserer guten Absichten, dieses einheimische Leben zu belehren, wie es sich wirksam vor ihnen schützen kann.«

»Aber ...«

»Kein aber, Egbert! Zwanzig Gelegenheiten hatten wir, die Schwachen und Wehrlosen zu schützen. Zwanzigmal hintereinander sind wir nur ein klein wenig zu spät gekommen, um Hilfe zu leisten. Und ich sage dir hier und jetzt, Egbert, daß wir, wenn wir unsere traditionell vorsichtigen Methoden beibehalten, wieder zu spät kommen und die menschliche Rasse vernichtet sehen werden, denn, bei allen was heilig ist, wir sind wirklich ein wenig langsam!«

»James«, hauchte Egbert, in Ehrfurcht zurückwei-

chend. »Solche Energie! Solches Feuer! Du bist eine Schnecke in Verwandlung!«

Und so war es. Zitternd vor rechtschaffener Entrüstung, hatte James sich volle zwei Zentimeter über die Oberfläche des Ziegels aufgebäumt, und seine Fühlhörner reckten sich steif empor, als wolle er das Universum herausfordern.

»Egbert«, sagte er wild, »es ist an der Zeit, die Tradition von Äonen zu durchbrechen. Du hast von einigen tausend Jahren gesprochen, die uns bleiben, mit Homo sapiens in Verbindung zu treten. Wisse, Egbert, daß das obere Ende dieses Ziegels einen Fenstersims berührt, daß hinter diesem Sims ein Schreibtisch steht und daß an dem Schreibtisch ein Mann sitzt, der einen hohen Posten im Rat der Nationen oder der Vereinten Nationen oder einer anderen von diesen wichtig klingenden Organisationen hat. Diesen Mann habe ich beobachtet, und ich habe in ihm die Fähigkeit entdeckt, die Bedrohung zu verstehen und zu glauben, die sie für diese Rasse bedeuten, wenn diese selbe Rasse mit dem verrückten Fortschrittstaumel weitermacht, der erst kürzlich die Erfindung des Rads hervorgebracht hat.«

»James!« schnaufte Egbert. »Du meinst ...? Du würdest doch nicht ...? Nicht ohne zuerst andere Schnecken zu verständigen, die Bildung eines Untersuchungsforums und die Sammlung einer hinreichenden Zahl von bestätigenden Meldungen abzuwarten und dann durch eine allgemeine Volksabstimmung ...«

»Hör auf, Egbert!« unterbrach James streng. »Ich werde genau das tun. Was du und die anderen Schnecken niemals berücksichtigt habt, ist die Unbe-



ständigkeit des einzelnen Homo sapiens. Er ist heute hier und morgen tot.« Sein Ton änderte sich, wurde beschwörend. »Kannst du nicht verstehen, Egbert, daß dies eine Krise ist? Wir können uns nicht leisten, hier tausend Jahre und dort tausend Jahre zu verschwenden, nur um die Sache offiziell zu machen.«

»Aber wissenschaftliche Methoden ...«, begann Egbert.

»Wissenschaftliche Methoden, bah!« versetzte James grob. Egberts Stielaugen zuckten erschrocken zurück. »Was nützen unsere wissenschaftlichen Methoden den Lebensformen der letzten zwanzig Planeten, die wir bewohnten?«

Egbert war konsterniert. Gute zwanzig Minuten vergingen, bevor er eine Antwort hervorbrachte.

»Nun ...«, sagte er zuletzt. »Daran hatte ich nie gedacht. Das ist wahr. Es half ihnen nicht viel, nicht wahr?« Bewunderung war in den kleinen Augen an den Enden seiner zwei größeren Fühlhörner. »Aber James«, sagte er bedenklich, »die Tradition auf diese Art und Weise zu mißachten, mit einem Mal die alten Sitten und eingeführten Regeln zu durchbrechen – dieser Schritt, James, wird durch die Hallen der Zeit klingen. Und durch die Wölbung des Universums, wo das Echo ihn in die Unendlichkeit tragen wird. So daß alle zukünftigen Zeitalter aufhorchen und sich fragen werden, wie du konntest. Und sag mir, James, wie kommt es, daß du kannst?«

James beugte seine Fühlhörner in anmutiger Bescheidenheit.

»Ich bin«, antwortete er einfach, »was du vielleicht einen Menschenfreund nennen könntest.«

»Ah«, sagte Egbert leise. »Das also ist es.«

»Ja«, antwortete James. »Und nun – meine Pflicht ruft. Lebe wohl, Egbert.«

»Lebe wohl!« würgte Egbert, vor innerer Bewegung beinahe unfähig zu sprechen. Sie trennten sich, und James begann sich umzuwenden. »Lebe wohl, o tapferer und edler Geist!«

Resolut beendete James seine Kehrtwendung und machte sich auf den Weg. Am Schreibtisch hinter dem Fenster rückte ein dicklicher, kahlköpfiger Mann mit müden Augen seine Brille zurecht und begann einen hektographierten Bericht mit dem Stempel STRENG VERTRAULICH und der Überschrift »Navigationsprogramm für den interplanetarischen Erstflug der Raumrakete Z-1« zu lesen. Er las langsam und konzentriert, während die Sonne über den Himmel kroch.

Nach einer Weile unterbrach er seine Lektüre, um sich die Augen zu reiben. Dabei erblickte er eine Schnecke, die gerade von draußen über den Fenstersims hereingekrochen war. Sie balancierte auf der Kante, den Vorderteil des Körpers in der Luft, die Fühlhörner weit nach vorn gereckt. Es war James, natürlich, und lange Sekunden sahen sie einander an. Dann wandte sich der Mann wieder seinem Bericht zu.

James wartete, um zu verschnaufen. Er hatte eine Strecke von vollen dreißig Zentimetern hinter sich, und er hatte sie mit Höchstgeschwindigkeit zurückgelegt.

Schließlich sammelte er seine Kräfte und wandte sich dem Mann zu. Des Homo sapiens Kopf war über ein Papier gebeugt; aber was immer ihn da in Anspruch nahm, würden kleine Fische gegen das sein,

womit James ihn jetzt überraschen würde. James holte tief Atem.

»Huff«, sagte er. »Huff. Huff! Huff, huff, huff, huff, huff ...«

James huffte wie eine Schnecke in Gefahr – und niemand hörte ihn.

## Der Steinbruch

»Da ist er hinein«, sagte der ältere der beiden Jungen.  
»Ich sah ihn.«

»Er kann nicht einfach so unter einen Felsen kriechen, Jix«, sagte der andere. »Er ist zu groß.«

»Aber er ist furchtbar dürr«, sagte Jix. »Raby, du gehst auf die andere Seite, und ich werde ihn rufen. Wenn er bei dir 'rauskommt, dann hältst du ihn fest, bis ich komme.« Raby zog ab, und Jix beugte sich zu der Öffnung unter der großen Felsplatte. »Mr. Johnson!« rief er. »Kommen Sie 'raus, Mr. Johnson! Wir sind es nur.«

William Johnson zuckte krampfartig und wühlte sich tiefer in die modrig riechende Erde unter dem Fels. Er drückte sein Gesicht hinein, um das Geräusch seines Atmens zu ersticken.

»Kommen Sie jetzt 'raus, Mr. Johnson«, sagte Jix' Stimme von draußen. »Wenn Sie nicht 'rauskommen, muß ich Sie holen.«

William regte sich nicht. Dann, nach einer langen Pause, während der er mit angehaltenem Atem lag, hörte er das Kratzen und Scharren eines Körpers, der durch den schmalen Spalt unter den Felsen kroch, auf ihn zu. Er machte ein hohes, quietschendes Geräusch in der Kehle, warf sich herum und krabbelte durch lockere Erde und Geröll zur anderen Seite der Höhlung. Er sah das Tageslicht vor sich, und dann hatte er die überhängende Kante des Felsens erreicht und kroch hinaus ins sonnenbeschienene Gras. Er sprang auf und wollte rennen, aber zwei schlanke Arme fingen und hielten ihn.

»Jix!« schrie Raby triumphierend. »Ich habe ihn! Ich habe ihn hier!«

Unter dem Felsen hinter ihm wurden Geräusche laut, und eine Sekunde später krabbelte Jix heraus und stand vor Johnson. An seinen schimmernden Kleidern haftete keine Erde. Sein Kopf reichte Johnson an die Schulter, und sein Gesicht war so schön wie ein Profil auf einer Gemme, traurig und besorgt.

»Mr. Johnson«, sagte er, »warum laufen Sie weg? Wissen Sie nicht, wie leicht Sie sich verletzen können? Wir haben es Ihnen wieder und wieder gesagt, Mr. Johnson.«

William antwortete nicht. Er wimmerte und zappelte unwirksam in Rabys Umklammerung.

»Was sollen wir machen, Jix?« fragte Raby. »Er ist ganz aufgeregt und wird sich noch verletzen, wenn er nicht aufhört zu zappeln.«

»Ich glaube, er will wieder unter den Felsen kriechen«, sagte Jix. »Bringen wir ihn weg, wo es nichts gibt, unter das er kriechen könnte. Dann wird er sich vielleicht beruhigen.«

Er ging voraus. Raby folgte, hielt William Johnsons Arme und stieß ihn vor sich her. Allmählich ließ der Widerstand des Mannes nach. Er hörte auf, sich gegen Rabys Drängen zu stemmen, und die Spannung wich aus seinen Armen. Nach einer Weile ließ der Junge ihn los, und er trottete mit gesenktem Kopf zwischen ihnen, daß sein graues Haar vorwärts über sein hohlwangiges, doch verhältnismäßig jung aussehendes Gesicht fiel. Seine in schimmernden Ärmeln steckenden Arme – er trug die gleiche Kleidung wie Jix und Raby – baumelten schlaff zu beiden Seiten.

Sie waren am Hang eines steinigen Hügels gewesen, dicht unterhalb seines Gipfels. Jetzt umgingen sie den Gipfel und stiegen auf der anderen Seite ab, wo die Hänge sanft ausliefen, so gleichmäßig mit feinem Gras bedeckt, daß es beinahe parkähnlich schien. Nicht weit von ihnen war ein großes, abruptes Loch von mehreren hundert Quadratmetern Größe in den Hang gesprengt, dessen weiße, senkrechte Felsabbrüche in der Sonne gleißten. Jenseits waren die dunstigen blauen Schultern der Vorberge, und hier und dort zwischen ihnen war ein Aufblitzen heller Farbtupfen, deren Formen und Zwecke aus der Ferne nicht zu bestimmen waren.

Sie gingen weiter, bis sie das weiche, fast ebene Wiesengras neben dem Steinbruch erreichten; und dort setzten die beiden Jungen sich, nachdem sie William Johnson zu Boden gezogen hatten. Sie hockten mit untergeschlagenen Beinen wie Indianer im Kreis.

William schien jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben zu haben, aber seine Augen waren noch wild wie die eines gefangenen Tieres. Sie starrten in die Ferne zu den dunstigen Vorbergen; und langsam bildeten sich zwei Tränen in ihnen, quollen über die Lider und rannen über sein hageres Gesicht.

»Heim ...«, sagte er plötzlich mit gebrochener Stimme, »heim ...«

Jix streckte seinen Arm aus und rieb langsam und besänftigend Williams Schulter.

»Nun, Mr. Johnson«, sagte er. »Sie wissen, daß Sie nicht nach Hause gehen können. Sie können in der Zeit nur vorwärts gehen, nicht rückwärts. Wir haben Ihnen immer und immer wieder gesagt, daß Sie nicht nach Hause gehen können.«

William verbarg sein Gesicht in den Händen und schluchzte.

»Aber Mr. Johnson«, sagte Jix, »es hat wirklich keinen Zweck, unglücklich zu sein. Wenn Sie die Augen aufmachen und sich umsehen, werden Sie alle möglichen Dinge entdecken, die Sie erfreuen. Sehen Sie, wie die Vorberge aus der Ebene steigen – sehen Sie nur, Mr. Johnson.« Langsam und widerwillig hob der Mann seinen Kopf und blickte in die angezeigte Richtung. »Diese helleren Umrisse hinter ihnen und über dem Dunst, das sind die richtigen Berge, bloß sieht man sie nicht so gut, weil wir hohe Luftfeuchtigkeit und eine Temperaturinversion haben. Ist das nicht ein schöner Anblick, Mr. Johnson?«

William schluckte.

»Und sehen Sie das an«, warf Raby ein und hielt ihm ein Gras vor die Nase. »Sehen Sie das an, Mr. Johnson. Sehen Sie, wie fein und scharf die Strukturlinien sind. So schön. Vollkommenheit in einem kleinen Stück. Macht Sie das nicht glücklich?«

Plötzlich schlug William die Hand, die das Gras hielt, zur Seite.

»Nein!« rief er. »Nein!«

»Bitte, Mr. Johnson«, sagte Jix. Er ließ seine Hand besänftigend über das knochige Rückgrat des Erwachsenen streichen, abwärts und wieder aufwärts. »Versuchen Sie, Ihre Umwelt zu mögen. Sie werden sich viel besser fühlen, wenn Sie es tun. Es ist hübsch hier, aber Sie wollen sich nicht eingestehen, daß es Ihnen gefällt.«

»Das ist nicht wahr!« William blickte finster von einem jungen Gesicht zum anderen. »Es ist nicht wie daheim.«

»Aber Sie können nicht nach Hause«, sagte Raby. »Außerdem war es damals wirklich nicht sehr schön, Mr. Johnson, Sie wissen das so gut wie ich, aber Sie wollen es nicht zugeben. Es war schmutzig, und die Leute waren die ganze Zeit krank, oder etwa nicht?«

»Nein!« explodierte William. »Es war schön und einfach und natürlich ...« Er schluchzte wieder auf. »Es gab Leute, mit denen man reden konnte. Einfache Leute, die einfache Dinge mochten und in einfachen Häusern wohnten. Gewöhnliche Leute, und sie aßen richtiges Essen – richtige, gekochte Mahlzeiten.«

»Sie können alles zu essen haben, was Sie wollen, Mr. Johnson«, sagte Jix. »Wir werden es Ihnen geben, sobald wir nach Hause kommen.«

»Ich will euer Essen nicht!« rief William verzweifelt. »Es ist nicht richtig! Es ist nicht natürlich! Es ist künstliches Zeug und schmeckt nach nichts.«

»Wieso, es ist richtiges, gesundes Essen«, widersprach Jix. »Und Sie wissen auch das, Mr. Johnson. Es ist genausogut wie das Essen, das Sie sich zu verschaffen pflegten, indem Sie Tiere töteten und Pflanzen kochten. Es ist bloß aus den wesentlichen Grundstoffen hergestellt, das ist alles.«

»Ich sage, es ist ein eintöniger, ekelhafter Fraß!« William rückte herum und machte Bewegungen, als wolle er aufspringen und fliehen, aber er tat es nicht. Er ließ den Kopf hängen. »Es ist nicht richtig«, flüsterte er zu dem Gras zwischen seinen Knien. Nach einem Moment hob er seinen Kopf mit einem Ruck und starrte Jix höhnisch ins Gesicht. »Ihr glaubt so genau zu wissen, was ich wirklich will, und ihr seid so bemüht, es mir zu geben, nicht wahr? Und warum? Warum?«

»Wir haben Mitleid mit Ihnen, Mr. Johnson«, sagte



Jix, der sein Gesicht nicht abwandte und keine Miene verzog, als der heiße Atem des Mannes ihm entgegenschlug.

»Das kann ich mir denken.« William stieß sich plötzlich vorwärts und auf seine Knie, so daß er vor Jix kniete und den sitzenden Jungen überragte. »Weißt du, was ich bin?« sagte er mit zitternder Stimme. »Ich bin Physiker, ein Forschungsphysiker. Ich habe vier Universitätsgrade. Ich habe einen Jahresetat von einer Million, mit dem ich anfangen kann, was ich will – und ich tat etwas damit, das noch nie getan wurde, etwas, zu dem noch nie jemand intelligent und geschickt und kenntnisreich genug gewesen ist. Ich reiste in die Zukunft, in die ferne Zukunft. So ein Mann bin ich.«

»Wir wissen es, Mr. Johnson«, sagte Raby hinter ihm. »Sie haben es uns oft gesagt, wissen Sie.«

»Wozu sitzen wir dann hier?« rief William, von einem zum anderen blickend. »Wo sind die Männer, die mit mir sprechen sollten? Wo sind die Wissenschaftler? Wo sind die Historiker? Wo sind die wissenschaftlichen Institute, die sich für einen Mann wie mich interessieren sollten?«

»Es gibt keine«, sagte Jix. »Jeder hat Ihnen das gesagt. Es ist nicht so, wie Sie sich das vorstellen. Alle wissen alles über diese Dinge, die Sie wissen, aber sie sind zu beschäftigt, um sich damit abzugeben.«

»Beschäftigt? Beschäftigt mit was?« rief William.

»Wir haben Ihnen gesagt und wieder gesagt, Mr. Johnson«, sagte Raby geduldig, »daß es keinen Zweck hat, uns danach zu fragen, weil es keine Sprache gibt, die erklären könnte, was die Leute tun. Sie müssen einfach verstehen.«

»Dann helft mir. Helft mir, daß ich verstehe.«

»Aber Sie können nicht«, sagte Raby. »Sie wurden nicht gezüchtet, um zu verstehen, Mr. Johnson. Es erforderte viele Generationen von Genselektion und Kreuzung, um Menschen zu entwickeln, die verstehen konnten. Das ist der Grund, warum die Erwachsenen nichts haben, worüber sie mit Ihnen sprechen könnten.«

William ballte seine Fäuste. »Warum redet dann ihr zwei mit mir? Warum?«

»Aber wir sind bloß Kinder, Mr. Johnson.«

»Kinder!« Williams Stimme wurde von einem trockenen Aufschluchzen unterbrochen. »Ihr nennt euch Kinder? O nein. Kinder sind klein und nicht stark. Man zeigt ihnen, was sie lernen müssen. Kinder glauben einem. Ihr? Kinder?«

»Aber wir sind Kinder«, sagte Jix.

»Nein, das seid ihr nicht.« William richtete sich auf, starrte sie wild an. »Kinder? Ihr seid Ungeheuer. Ungeheuer, die stärker sind als ich. Ungeheuer, die alles wissen, alles können, die keine Spur von natürlichen Gefühlen haben. Kinder? Kinder lachen. Kinder weinen. Ihr lacht oder weint nicht, keiner von euch. Ihr haßt nicht. Ihr liebt nicht.«

»Mr. Johnson!« sagte Raby. »Sie wissen es besser. Wir lieben alle. Wir lieben auch Sie.«

»Mich? Lieben? Wenn ihr mich so quält, Tag für Tag? Wenn ihr mir nachgeht, mich lächerlich macht, immer hinter mir her seid, mich aufstöbert ...«

»Wir werden fortgehen, wenn Sie es wollen«, sagte Jix. »Aber jedesmal, wenn wir weggehen, kommen Sie und suchen uns.«

»Nicht euch! Nicht euch!« William fuchtelte mit

seinen Fäusten. »Ich will richtige Leute, erwachsene Menschen, mit denen ich reden kann!«

»Aber niemand außer uns hat Zeit, mit Ihnen zu reden«, sagte Jix. »Das haben wir Ihnen schon gesagt. Außerdem müssen wir auf Sie achten. Wenn wir nicht aufpassen, laufen Sie Gefahr, daß Ihnen etwas passiert. Sie tun immer irgend etwas, das Sie in Gefahr bringt, wenn wir Sie allein lassen, und dann müssen wir Sie fangen, bevor Sie es tun.« Er machte eine Handbewegung zur tiefen Wunde im Berghang, wenige Meter von ihnen entfernt. »Vorgestern wären Sie beinahe in den Steinbruch gefallen.«

»In den Steinbruch!« ächzte William. »Mein Gott! Und warum habt ihr dort einen Steinbruch angelegt? Wolltet ihr einfach einen? So zum Spielen, wie? Ihr habt mir doch erklärt, heutzutage werde nicht mehr mit Stein gebaut?«

»Unser Vater wollte den Steinbruch«, sagte Raby. »Das haben wir dir gesagt.«

»Er?« William stieß ein hohes, hysterisches Lachen aus. »Der große Mann? Das geheimnisvolle Oberhaupt des Haushalts, das einen Teil der Zeit nicht einmal existiert? Ihr meint, er brauche richtigen Stein? Einfachen Stein?« Williams Stimme hob sich in Wellen hysterischen Gelächters. »Einfachen, gewöhnlichen Kalkstein? Wozu?«

Die beiden Jungen sahen einander hilflos an.

»Das gehört wahrscheinlich zu den Dingen, die ich ›verstehen‹ muß, nicht wahr?« brüllte William, als er ohne Antwort blieb. Er sprang auf. »Lügner! Schwindel, alles Schwindel!« Er begann mit den Füßen zu stampfen. »Humbug! Dummes Zeug ...«

Plötzlich verstummte er, ließ die Arme sinken und starrte sie an, während der gequälte, hoffnungslose Ausdruck in sein Gesicht zurückkehrte. Er fiel auf die Knie und streckte ihnen die mageren Arme entgegen.

»Bitte«, sagte er. »Bitte ...! Ihr könnt alles. Ich weiß, daß Ihr alles könnt. Befreit mich aus meinem Elend. Macht mich glücklich hier. Macht, daß ich nichts anderes weiß. Macht mich vergessen. Richtet mich her ... bringt mich in Ordnung ...«

Die zwei Jungen sahen ihn mit traurigen und ernstesten Augen an.

»Armer Mr. Johnson«, sagte Jix. »Das können wir nicht machen. Wenn Sie verstünden, dann würden Sie wissen, daß es nicht recht von uns wäre. Wenn wir Sie veränderten, würde es Sie verderben, und wir selbst wären verdorben, uns darauf einzulassen. Es ist nicht recht, Leute zu verändern, Mr. Johnson. Nur sie selbst dürfen das tun. Verändert der Mensch sich selbst, ist das in Ordnung, aber andere dürfen das nicht mit ihm machen.«

»Aber ich bin kein Mensch!« rief er verzweifelt. »Ich bin ein Tier. Ich bin ein Haustier für euch. Habt Mitleid, ich bitte euch! Habt Mitleid ...«

»Nein, Mr. Johnson«, sagte Jix. »Selbst Sie wissen das. Sie sind kein Tier oder Haustier. Sie sind ein Mensch mit einem Verstand, der seinen eigenen Weg finden muß, wie jeder.«

»Aber ich kann nicht ... ihr alle sagt, daß ich es nicht könne!«

»Armer Mr. Johnson«, sagte Raby leise. »Wenn Sie nur verstünden.«

»Macht mich verstehen«, bat William.

»Niemand kann Sie verstehen machen, Mr. John-

son. Sie wissen das. Wir haben es Ihnen gesagt.«

William schrie und sprang auf die Füße. Er reckte seine zitternden Hände in die Luft und schrie zum Himmel. Und dann wirbelte er herum, bevor die schnellen Reflexe der Jungen zu Reaktionen führen konnten, und rannte auf den Steinbruch zu. Im vollen Lauf erreichte er die Kante und schoß vorwärts ins Leere. Einen Sekundenbruchteil schien er in der freien Luft vorwärts zu rennen, dann stürzte er in die Tiefe und kam außer Sicht.

Die Jungen waren aufgesprungen und liefen zum Rand des Steinbruchs, doch bevor sie ihn erreichten, hörten sie den dumpfen Aufschlag in der Tiefe. Geröll polterte und prasselte, dann war alles still. Sie standen am Rand, blickten hinunter und sahen tief unten William Johnsons zerschmetterten Körper im nassen grauen Felsgeröll liegen.

Sie sahen einander an. Dann wanderten sie am Rand des Steinbruchs entlang abwärts, bis sie an die Zufahrt kamen und durch sie den Boden des Steinbruchs betraten.

Die Mutter war im Garten ihres Hauses, das nicht wie ein Haus aussah, wenigstens nicht wie eins von den Häusern, die William bisher gekannt hatte, als sie den zerbrochenen und blutigen Leichnam brachten. Sie wandte sich zu ihnen um, eine große Frau mit blasser Haut und dunklem Haar, und so schön wie sie. Sie sah, was von William Johnson übrig war, und ein Austausch von Blicken mit den Jungen schien ihr alles zu sagen, was sie wissen mußte.

»Er stürzte sich plötzlich in den Steinbruch, Mutter«, sagte Raby. Er blickte mit Augen, die noch die

Augen eines Kindes waren, zu der großen Frau auf.  
»Ist er ganz kaputt?«

»Nein, Raby«, antwortete sie. »Nichts kann jemals ganz kaputt sein. Gib ihn mir.« Sie nahm den toten Mann mit Leichtigkeit aus Jix' Armen in ihre eigenen.  
»Ich werde ihn eurem Vater geben, wenn er zurückkommt. Euer Vater wird ihn richten, und morgen früh wird er so gut sein wie zuvor.«

## Nenne ihn »Herr«

So sicher die Sonne morgens über den Hügeln von Kentucky aufging, so sicher war Kyle Arman beim ersten Tageslicht auf den Beinen. Um diese Jahreszeit hatte der Tag mehr als elfeinhalb Stunden, die es zu nutzen galt. Kyle kleidete sich an und ging hinaus, um den grauen Wallach und den Schimmelhengst zu satteln. Er ritt den Hengst, bis der erste Übermut aus dem Tier war, dann führte er beide Pferde um das Haus und band sie vor der Küchentür an zwei in das Mauerwerk eingelassene Eisenringe. Er ging hinein, um zu frühstücken.

Die Botschaft, die vor einer Woche gekommen war, lag neben seinem Teller mit gebratenem Schinken und Spiegeleiern. Tina, seine Frau, stand mit dem Rücken zu ihm am Brotkasten. Er setzte sich und fing zu essen an, während er den Brief noch einmal las.

»... der Prinz wird inkognito unter einem seiner Familientitel reisen, als Graf Sirü North, und sollte nicht mit Majestät«, angedet werden. »Du wirst ihn ›Herr‹ nennen ...«

»Warum mußt gerade du es sein?« fragte die Frau.

»Tina«, sagte er in einem Ton, der halb ungeduldig und halb bekümmert war.

»Warum?«

»Meine Vorfahren waren Leibwächter – damals in den Eroberungskriegen gegen die Fremden. Ich habe es dir schon erzählt. Meine Ahnen retteten mehr als einmal die Dynastie.«

»Die Fremden sind jetzt alle tot, und der Herrscher hat ein Dutzend andere Welten! Warum kann sein

Sohn nicht dort reisen? Warum muß er ausgerechnet hierher auf die Erde kommen – und zu dir?«

»Es gibt nur eine Erde.«

»Und nur einen Kyle Arman, vermutlich?«

Er seufzte und gab es auf. Nach dem Tod seiner Mutter war er von seinem Vater und einem Onkel aufgezogen worden, und in einem Streit mit Tina fühlte er sich immer hilflos. Er stand vom Tisch auf und ging zu ihr, legte seine Hände auf ihre Schultern und versuchte sanft, sie umzudrehen. Aber sie widerstand ihm.

Er seufzte wieder und wandte sich von ihr ab und zum Waffenschrank. Er nahm eine geladene Kugelpistole heraus, steckte sie ins passende Halfter und befestigte das Halfter am Gürtel, so daß die Jacke es verdecken würde. Dann wählte er ein Jagdmesser mit dunklem Heft und breiter, zwanzig Zentimeter langer Klinge, bückte sich und steckte es in die Scheide im Innern seines linken Schaftstiefels. Er ließ sein Hosensein wieder über den Stiefelrand fallen und richtete sich auf.

»Er hat kein Recht, hier zu sein«, sagte Tina heftig, noch immer zum Brotkasten gewandt. »Touristen haben sich in den Museumsgebieten und Touristenherbergen aufzuhalten.«

»Er ist kein Tourist. Du weißt das«, antwortete Kyle geduldig. »Er ist der älteste Sohn des Herrschers, und seine Urgroßmutter stammt von der Erde. Seine Frau wird auch von hier sein. Jede vierte Generation muß die Herrscherdynastie zur Blutauffrischung eine Frau von der Erde aufnehmen. Das ist das Gesetz.« Er zog seine Lederjacke an und schloß die beiden untersten Knöpfe, um das Pistolenhalfter zu verbergen, wandte sich halb zur Tür – und verhielt.



»Tina?« fragte er.

Sie antwortete nicht.

»Tina!« wiederholte er. Er ging zu ihr, faßte ihre Schultern und versuchte sie umzudrehen. Auch diesmal widerstrebte sie, aber er gab nicht nach.

Er war ein eher unauffälliger Mann mittlerer Größe, mit einem runden Gesicht und leicht hängenden, wenn auch dicken Schultern. Aber seine Kraft war ungewöhnlich. Er konnte den Schimmelhengst mit einer in die Mähne gewickelten Faust auf die Knie zwingen, und das hatte noch kein anderer Mann aus seinem Bekanntenkreis fertiggebracht. So zog er sie jetzt mit Leichtigkeit herum, daß sie ihn ansehen mußte.

»Nun, hör mich an«, begann er. Doch bevor er enden konnte, wich die widerspenstige Starre von ihr, und sie hängte sich an seinen Hals.

»Er wird dich in Schwierigkeiten bringen – ich weiß es!« murmelte sie, das Gesicht an seiner Schulter vergraben. »Geh nicht, Kyle! Es gibt kein Gesetz, das dich zwingen könnte.«

Er streichelte ihr weiches Haar, und seine Kehle fühlte sich steif und trocken an. Es gab nichts, was er ihr sagen konnte. Was sie verlangte, war unmöglich. Seit die Sonne das erste Mal über Männern und Frauen aufgegangen war, hatten die Frauen in Zeiten wie dieser an ihren Ehemännern gehangen und zu erbeteln versucht, was nicht sein konnte. Und immer hatten die Männer sie in den Armen gehalten, wie Kyle sie jetzt in den Armen hielt, als ob das Verstehen irgendwie von einem Körper in den anderen gepreßt werden könnte, und hatten nichts dazu gesagt, weil es nichts gab, das gesagt werden konnte.

So hielt er sie noch ein paar Augenblicke länger an sich gedrückt und streichelte sie, und dann griff er hinter sich und löste ihre in seinem Nacken ineinandergeflochtenen Finger. Er küßte ihre Stirn und ging. Als er auf dem Hengst davonritt und den Wallach an den Zügeln führte, sah er sie durch das Küchenfenster stehen, wo er sie verlassen hatte. Sie weinte nicht einmal, sondern stand nur mit gesenktem Kopf da und ließ die Arme hängen, ohne sich zu bewegen.

Er ritt durch das bewaldete Hügelland, und nach zweieinhalb Stunden erreichte er das Forsthaus, wo er seinen Schützling abholen sollte. Als er auf das Tor zum Innenhof der im rustikalen Blockhausstil erbauten Anlage trat, sah er einen großen, bärtigen Mann in der Tracht der jüngeren Welt herauskommen und ihn erwarten.

Aus der Nähe bemerkte Kyle, daß der Bart zu ergrauen begann und der Mann auf seiner Unterlippe nagte. Die Augen zu beiden Seiten der dünnen geraden Nase waren blutunterlaufen und dunkel gerändert, als ob der Mann Kummer hätte oder an Schlaflosigkeit litte.

»Er ist im Hof«, sagte der Bärtige, als Kyle anhielt. »Ich bin Montlaven, sein Hauslehrer. Er ist bereit zur Abreise.« Die dunklen Augen blickten beinahe bitrend zu Kyle auf.

»Kommen Sie dem Hengst nicht zu nahe«, sagte Kyle. »Er beißt gern. Und führen Sie mich zu ihm.«

Montlaven trat zurück und betrachtete den Schimmel mißtrauisch.

»Wollen Sie ihm dieses Pferd geben?« fragte er. »Ich würde davon abraten.«

»Nein«, sagte Kyle. »Er wird den Wallach reiten.«

»Ich fürchte nur, daß er den Schimmel will, wenn er ihn sieht«, sagte Montlaven.

»Er kann ihn nicht reiten«, sagte Kyle. »Selbst wenn ich ihn ließe, könnte er diesen Hengst nicht reiten. Ich bin der einzige, den das Biest aufsitzen läßt.«

Der Hauslehrer drehte um und stieß das Tor auf, dann ging er voran in den grasbewachsenen Hof. In der Mitte war ein Schwimmbecken, und die Fenster des dreiflügeligen Forsthauses öffneten sich groß und breit auf dieses abgeschlossene Geviert. Von außen unscheinbar, gab der Gebäudekomplex sich zum Hof hin als das zu erkennen, was er war: ein feudales Jagdschloß, in dem wohl ein ganzer Hofstaat sein Unterkommen finden konnte. Kyle blieb keine Zeit, sich umzusehen, denn der bärtige Prinzenerzieher führte ihn zu einem großgewachsenen jungen Mann von vielleicht zwanzig Jahren, der am Rand des Schwimmbeckens auf einer Liege aus weichem Schaumgummi ruhte. Neben ihm lagen zwei vollgestopfte Satteltaschen im Gras. Er sprang auf, als Kyle und der Hauslehrer zu ihm kamen, schüttelte seine blonde Mähne zurück und lachte.

»Majestät«, sagte Montlaven, »dies ist Kyle Annan, euer Leibwächter für die folgenden drei Tage.«

»Guten Morgen, Leibwächter Kyle, meine ich«, sagte der Prinz lachend. »Sitz ab, damit ich aufsteigen kann.«

»Ihr werdet den Grauen reiten, Herr«, sagte Kyle.

Der Prinz starrte ihn an, dann warf er seinen hübschen Kopf zurück und lachte.

»Ich kann reiten. Mann!« sagte er. »Ich reite gut.«

»Nicht dieses Pferd, Herr«, sagte Kyle leiden-

schaftslos. »Niemand außer mir reitet dieses Pferd.«

Das Lachen erstarb, die Augen blitzten. Dann kehrte das Lachen wieder.

»Was kann ich machen?« die breiten Schultern hoben sich.

»Ich gebe nach – immer gebe ich nach. Das heißt, fast immer.« Er grinste zu Kyle auf. »Also, von mir aus.«

Er trat auf den Wallach zu, und war mit einem plötzlichen Satz im Sattel. Das Tier schnaubte und bäumte sich vor Schreck auf; dann beruhigte es sich rasch, als die langen Finger des jungen Mannes in die Zügel griffen und die andere Hand den grauen Hals klopfte. Der Prinz zog seine Brauen hoch und blickte zu Kyle hinüber, aber Kyle saß unbewegt da.

»Ich nehme an, du bist bewaffnet, guter Kyle?« sagte der Prinz. »Du wirst mich gegen die Eingeborenen schützen, wenn sie wild werden?«

»Euer Leben ist in meinen Händen, Herr«, sagte Kyle. Er knöpfte seine Lederjacke auf und zeigte die Pistole vor. Dann verschloß er die Jacke wieder.

»Will.« Der Hauslehrer legte seine Hand auf das Knie des jungen Mannes. »Sei nicht leichtsinnig Junge. Dies ist die Erde, und die Leute hier wissen nichts von unserem Rangsystem und unseren Bräuchen. Denk nach, bevor du ...«

»Ah, hör schon auf, Monty!« unterbrach der Prinz. »Ich werde genauso unauffällig und bescheiden, so archaisch und unabhängig sein wie die Einheimischen. Glaubst du, ich hätte von deinen Lektionen nichts behalten? Außerdem ist es nur für drei Tage oder so, bis mein Vater kommt; dann hat der Spaß sowieso ein Ende. Nun laß mich gehen.«

Er wendete das Pferd, gab ihm plötzlich die Sporen und jagte zum Tor hinaus. Kyle zog scharf an den Zügeln, als der weiße Hengst tänzelte und zu folgen versuchte.

»Geben Sie mir seine Sattelsachen«, sagte Kyle.

Der Hauslehrer bückte sich und reichte sie herauf, und Kyle machte sie über seinen eigenen fest. Als er damit fertig war und den anderen ansah, bemerkte er Tränen in den Augen des bärtigen Mannes.

»Er ist ein feiner Junge. Sie werden sehen.« Die stumme Bitte war wieder in Montlavens Augen.

»Ich weiß, aus welcher Familie er kommt«, sagte Kyle zögernd. »Ich kenne meine Verantwortung. Ich werde mein Bestes für ihn tun.« Und er nickte dem Mann zu und ritt zum Tor hinaus dem Wallach nach.

Als er das Tor hinter sich hatte, war der Prinz nirgends zu sehen, aber Kyle hatte keine Schwierigkeiten, der frischen Fährte durch den Wald zu folgen. Schließlich kam er auf einen offenen Wiesenhang, wo der Prinz im Sattel saß und durch einen kleinen Kasten mit einer Linse zum Himmel spähte.

Als Kyle den Hengst neben seinem Schützling zügelte, ließ der Prinz sein Instrument sinken und reichte es wortlos herüber. Kyle setzte es an sein Auge und blickte in die gleiche Himmelsgegend. Der Objektsucher schnurrte, und eine der drei Wärmeenergie erzeugenden Orbitalstationen schwamm ins Gesichtsfeld der Linse.

»Ich konnte sie vorher nicht ins Visier kriegen«, sagte der Prinz, als Kyle ihm das Instrument zurückgab. »Es sind ziemlich kostspielige Geschenke aus der imperialen Schatztruhe, diese drei Orbitalstationen. Nur um zu verhindern, daß euer Planet in eine neue

Eiszeit treibt. Und was kriegen wir dafür?«

»Die Erde, Herr«, antwortete Kyle, »wie sie war, bevor Menschen zu den Sternen hinausgingen.«

»Richtig«, sagte der Prinz. »Aber die Museumsgebiete könnten mit einer Station und einer halben Million Wächtern und Pflegern erhalten werden. Es sind die anderen zwei Stationen und die Milliarde von euch Einwohnern, von denen ich rede. Ihr habt hier ein gemütliches Leben, frei von Steuern und Verpflichtungen. Ich werde da hineinschauen müssen, wenn ich Herrscher bin. Wollen wir reiten?«

»Wenn Ihr wünscht, Herr.« Sie nahmen ihre Zügel auf, und die beiden Pferde mit ihren Reitern bewegten sich weiter über den Hang.

»Und noch etwas«, sagte der Prinz, als sie wieder in den Wald eindrangen. »Ich möchte nicht, daß du durch mein Verhalten vorhin zu falschen Schlüssen kommst. Ich habe den alten Monty wirklich sehr gern. Es ist bloß, daß ich eigentlich gar nicht hierher kommen wollte – Sieh mich an, Leibwächter!«

Kyle wandte den Kopf und sah die blauen Augen der Herrscherfamilie zornig blitzen. Dann milderte sich ihr Ausdruck unerwartet. Der Prinz lachte.

»Ängstlich scheinst du nicht zu sein, Leibwächter ... Kyle, meine ich«, sagte er. »Ich denke, wir werden schon miteinander auskommen. Aber sieh mich an, wenn ich rede.«

»Ja, Herr.«

»Das ist besser. Nun, ich wollte gerade sagen, daß ich nie wirklich die Absicht hatte, auf meiner großen Rundreise hier Station zu machen. Ich sah keinen Sinn darin, eure Museumswelt zu sehen, bewohnt von Leuten, die immer noch versuchen, so zu leben,

wie sie es schon im dunklen Zeitalter taten. Aber mein Vater überredete mich dazu.«

»Euer Vater, Herr?« fragte Kyle.

»Ja. Er bestach mich, könnte man sagen«, sagte der Prinz nachdenklich. »Er wollte diese drei Tage hier mit mir verbringen. Nun hat er Nachricht geschickt, daß es eine kleine Verzögerung gegeben habe – aber das spielt keine Rolle. Wichtig ist, er gehört zu der Schule alter Männer, die immer noch glaubt, eure Erde sei etwas Wertvolles und Lebenswichtiges. Nun, ich verehere und bewundere meinen Vater, Kyle. Findest du das richtig?«

»Ja, Herr.«

»Das dachte ich mir. Ja, er ist der einzige Mann, zu dem ich aufblicke. Ihm zu Gefallen mache ich diese Reise. Und ihm zu Gefallen – nur deshalb, Kyle – werde ich es dir leicht machen und mich geduldig zu deinen Naturwundern und Wasserstellen und anderswohin schleppen lassen. Nun verstehst du mich, ja?«

»Ich verstehe, Herr«, sagte Kyle.

»Fein«, sagte der Prinz. »Jetzt kannst du also anfangen, mir alles über diese Bäume und Vögel und Tiere zu erzählen, damit ich mir ihre Namen merken und meinen Vater erfreuen kann, wenn er kommt. Wie heißen diese kleinen Vögel, die vorhin aufflogen, als wir in ihre Nähe kamen, und sich dann am Waldrand unter den Büschen verkrochen? Braun waren sie, und mit Streifen.«

»Das waren Wachteln, Herr«, sagte Kyle. »Sie leben auf Feldern und Wiesen, in Hecken und an Waldrändern, wo sie ihre Eier am Boden ausbrüten. Aber hört, Herr.« Er beugte sich aus dem Sattel, faßte das

Zaumzeug des Wallachs und brachte beide Pferde zum Stehen. In der plötzlichen Stille konnten sie zu ihrer Rechten eine silbrige Vogelstimme im Wald hören, steigende und fallende Kadenzen, die schließlich in Stille verklangen. Der Prinz saß noch einen Moment länger bewegungslos lauschend im Sattel, bevor er in die Gegenwart zurückfand und Kyle einen fragenden Blick zuwarf.

»Das war eine Wacholderdrossel, Herr«, sagte Kyle. »Ein Vogel der tiefen Wälder und stillen Orte.«

»Interessant«, sagte der Prinz. Er hob seine Zügel, und die Pferde bewegten sich wieder vorwärts. »Erzähl mir mehr.«

Während die Sonne höher und höher stieg, ritten sie durch das waldige Hügel land weiter, und Kyle identifizierte Vogel und Säugetier, Insekt, Baum und Fels, während der Prinz zuhörte. Seine Aufmerksamkeit war rasch und impulsiv, ungleichmäßig, aber immer gegenwärtig. Doch als die Sonne ihren Gipfelpunkt überschritten hatte, begann sein Interesse zu erlahmen.

»Das ist genug«, sagte er schließlich. »Wollen wir nicht zum Mittagessen einkehren? Gibt es keine Siedlungen hier?«

»Doch, Herr«, sagte Kyle. »Wir haben mehrere passiert.«

»Mehrere?« Der Prinz starrte ihn an. »Warum sind wir durch keine gekommen? Wohin führst du mich?«

»Nirgendwohin, Herr«, sagte Kyle. »Ihr bestimmt den Weg. Ich folge nur.«

»Ich?« sagte der Prinz. Zum ersten Mal schien ihm bewußt zu werden, daß er den Grauen immer eine



halbe Pferdelänge vorn gehalten hatte. »Richtig«, sagte er. »Aber nun ist es Zeit zum Essen.«

»Ja, Herr«, sagte Kyle. »Hier entlang.«

Er bog ab, und der Prinz folgte seinem Manöver. Als er Kyle eingeholt hatte, sagte er: »Paß auf, guter Kyle. Sag mir, ob ich alles richtig behalten habe.« Und zu Kyles Verblüffung begann er alles, was Kyle ihm erklärt hatte, beinahe Wort für Wort zu wiederholen. »Ist das alles richtig? Habe ich alles behalten?«

»Vollkommen, Herr«, sagte Kyle. Der Prinz warf ihm einen schlaun Blick zu. »Könntest du das, Kyle?«

»Ja«, sagte Kyle. »Aber dies sind Dinge, die ich mein ganzes Leben gekannt habe.«

»Siehst du?« Der Prinz lächelte. »Das ist der Unterschied zwischen uns, guter Kyle. Du verbringst dein Leben damit, etwas zu lernen; ich beschäftige mich ein paar Stunden damit, und danach weiß ich so viel darüber wie du.«

»Nicht so viel, Herr«, sagte Kyle zögernd.

Der Prinz schaute ihn verdutzt an, dann machte er eine halb ärgerliche, wegwerfende Handbewegung.

»Den Rest könnte ich in ebenso kurzer Zeit lernen, aber wahrscheinlich ist es entbehrliches Wissen«, sagte er. Sie ritten einen bewaldeten Hang hinunter und durch ein gewundenes Tal, und schließlich erreichten sie ein kleines Dorf. Als sie die umgebenden Obstgärten durchquert hatten, wehte ihnen Musik entgegen.

Der Prinz richtete sich in den Steigbügeln auf. »Was ist das? Dort drüben wird getanzt.«

»Ein Biergarten, Herr. Und es ist Samstag – ein arbeitsfreier Tag.«

»Gut. Wir gehen hin und essen etwas.«

Sie ritten zum Biergarten und setzten sich abseits

der Tanzfläche an einen Tisch. Eine hübsche junge Kellnerin kam, und während sie bestellten, lächelte der Prinz sie so sonnig an, daß sie endlich zurücklächelte – um dann wie in leichter Verwirrung davonzueilen. Der Prinz aß hungrig, als das Essen kam, und trank zwei Krüge dunkles Bier, während Kyle leichter aß und Kaffee trank.

»Das ist besser«, sagte der Prinz endlich, als er sich behaglich zurücklehnte. »Ich hatte einen Appetit ... Sieh mal, Kyle! Da sind fünf, sechs ... sieben Flugplattformen abgestellt. Dann reitet ihr also nicht alle Pferde?«

»Nein«, sagte Kyle. »Das macht jeder, wie er will.«

»Aber wenn ihr Flugplattformen habt, warum dann nicht andere Zivilisationsgüter?«

»Einige Dinge passen, andere nicht, Herr«, antwortete Kyle. Der Prinz lachte.

»Du meinst, ihr versucht die Zivilisation diesem altmodischen Leben von euch anzupassen?« sagte er. »Ist das nicht verkehrt herum ...« Er brach ab. »Was ist das, was sie jetzt spielen? Es gefällt mir. Ich wette, ich könnte dazu tanzen.« Er stand auf. »Ja. Ich werde es probieren.«

Er zögerte mit einem Blick zu Kyle.

»He, was ist? Willst du mich nicht davor warnen?«

»Nein, Herr«, sagte Kyle. »Was Ihr tut, ist Eure Sache.«

Der junge Mann wandte sich abrupt weg. Die Kellnerin, die sie bedient hatte, war nur wenige Tische entfernt. Der Prinz ging zu ihr und sagte etwas, und Kyle sah das Mädchen protestieren, aber der Prinz stand in seiner stattlichen Größe vor ihr und lächelte

jungenhaft, während er auf sie einredete. Kurz darauf hatte sie ihre Schürze abgenommen und war mit ihm auf der Tanzfläche, wo sie ihm Tanzschritte zur Polka zeigte.

Der Prinz lernte mit phantastischer Schnelligkeit. Bald schwang er seine Partnerin herum wie die anderen Tänzer, stampfte mit den Füßen und ließ seine weißen Zähne blitzen. Schließlich endete das Stück, und die Musiker legten ihre Instrumente weg und begannen ihre Empore zu verlassen.

Der Prinz ging zum Kapellmeister, obwohl das Mädchen ihn zurückzuhalten suchte. Kyle stand schnell vom Tisch auf und ging zur Tanzfläche.

Der Kapellmeister schüttelte gerade seinen Kopf. Er drehte um und verließ das Podium. Der Prinz wollte ihm nach, aber das Mädchen hielt ihn am Arm zurück und flüsterte ihm etwas zu.

Er schob sie heftig beiseite, und sie strauchelte ein wenig, ohne jedoch zu fallen. Ein Kollege von ihr auf der anderen Seite der Tanzfläche, nicht viel älter als der Prinz und fast so groß wie dieser, stellte sein Tablett weg und flankte über das Geländer der Tanzfläche. Er kam von hinten an den Prinzen heran, packte ihn am Arm und riß ihn herum.

»... gibt's hier nicht«, hörte Kyle ihn sagen. Weiter kam er nicht. Der Prinz reagierte mit der Schnelligkeit eines Panthers und der Zielsicherheit eines trainierten Boxers. Zwei linke und eine rechte Gerade trafen in rascher Folge das Gesicht des Kellners, und jeder Schlag hatte das volle Körpergewicht hinter sich.

Der Kellner ging zu Boden. Kyle erreichte den Prinzen und schob ihn durch eine Seitenöffnung im Geländer von der Tanzfläche. Des jungen Mannes Ge-

sicht war weiß vor Wut. Leute schwärmten auf die Tanzfläche.

»Wer war das? Wie ist sein Name?« knirschte der Prinz. »Er hat Hand an mich gelegt! Hast du das gesehen?«

»Ihr habt ihn niedergeschlagen, Herr«, sagte Kyle. »Was wollt Ihr mehr?«

»Er hat mich angepackt – mich!« schnappte der Prinz. »Ich will wissen, wer er ist!« Er blieb stehen und ließ sich nicht weiterdrängen. »Er soll lernen, was es heißt, Hand an einen zukünftigen Herrscher zu legen!«

»Er hätte es nicht getan, wenn er gewußt hätte, wer Ihr seid, Herr«, sagte Kyle. »Und niemand wird Euch seinen Namen sagen.« Der kalte Ton seiner Stimme drang endlich durch und ernüchterte den Prinzen. Er starrte Kyle an.

»Du auch nicht?« fragte er nach einer geladenen Pause.

»Ich auch nicht, Herr«, sagte Kyle.

Der junge Mann starrte ihm noch einige Augenblicke länger in die Augen, dann wandte er sich weg. Er band den Wallach los und schwang sich in den Sattel. Er ritt davon. Kyle saß auf und folgte ihm. Er mußte seinen Hengst zum Galopp spornen, um den Prinzen einzuholen. Sie ritten schweigend in den Wald. Nach einer Weile sagte der Prinz, ohne den Kopf zuwenden:

»Und du nennst dich einen Leibwächter?«

»Euer Leben ist in meiner Hand, Herr«, sagte Kyle.

Der Prinz musterte ihn finster. »Was soll das heißen? Solange sie mich nicht umbringen, können sie machen, was sie wollen? Ist es das, was du meinst?«

»So ziemlich, Herr«, sagte Kyle, den Blick des anderen mit unbewegter Miene erwidernnd.

»Dann bist du ein schlechter Leibwächter«, sagte der Prinz, einen gefährlichen Unterton in der Stimme. »Wenn du überhaupt einer bist! Ich glaube nicht mehr, daß du mir gefällt, Kyle.«

»Ich bin nicht hier mit Euch, um Euch zu gefallen, Herr«, sagte Kyle.

»Vielleicht nicht«, versetzte der Prinz böse. »Aber deinen Namen weiß ich!«

Sie ritten weiter, und das Schweigen stand zwischen ihnen wie eine schwarze Wand. Aber dann ließ die zornige Verstimmung des Prinzen allmählich nach, und schließlich begann er leise zu sich selbst zu singen, ein Lied in einer Sprache, die Kyle nicht verstand; und mit dem Singen schien seine Munterkeit zurückzukehren. Bald sprach er wieder zu Kyle, als ob es nie etwas anderes als angenehme Momente zwischen ihnen gegeben hätte.

Die Mammuthöhle war in der Nähe, und der Prinz wollte sie sehen. Sie ritten hin und verbrachten einige Zeit in der Höhle. Anschließend ritten sie das linke Ufer des Green River aufwärts. Der Prinz schien den Zwischenfall im Biergarten vergessen zu haben und plauderte freundlich und charmant mit allen, die ihnen begegneten. Als die Sonne im Westen niederging, kamen sie zu einem Weiler abseits vom Fluß. Ein Gasthaus spiegelte sich in einem Dorfweiher vor einer dunklen Kulisse aus hohen Eichen und Ulmen.

»Das sieht gut aus«, sagte der Prinz. »Wir werden hier übernachten, Kyle.«

»Wie Ihr wünscht, Herr.«

Sie hielten, und Kyle führte die Pferde um das Wirtshaus in den Stall. Als er die Gaststube betrat, sah er den Prinzen bereits in der benachbarten Bar stehen, Bier trinken und mit der Bedienung hinter der Theke scherzen. Dieses Mädchen war jünger als die Kellnerin im Biergarten, ein junges Ding mit langem braunem Haar und runden braunen Augen, die den großen und gutaussehenden jungen Mann fasziniert anstarrten.

»Ja«, sagte der Prinz zu Kyle, nachdem die Bedienung gegangen war, Kyle seinen Kaffee zu bringen, »dies ist der Ort.« Und er gab Kyle einen Blick aus den Augenwinkeln.

»Der Ort?«

»Für mich, die Leute besser kennenzulernen – was dachtest du, guter Kyle?« sagte der Prinz und lachte. »Ich werde die Leute hier beobachten, und du kannst sie mir erklären – ist das keine gute Idee?«

Kyle sah ihn nachdenklich und ein wenig unsicher an.

»Ich werde Euch sagen, was ich kann, Herr«, sagte er.

Sie tranken – der Prinz sein Bier, und Kyle seinen Kaffee –, und ein wenig später setzten sie sich in die Gaststube und ließen sich ihr Abendessen bringen. Der Prinz war, wie er angekündigt hatte, voller Fragen über das, was er sah – und was er nicht sah.

»Aber warum wollt ihr alle hier weiter in der Vergangenheit leben?« fragte er Kyle. »Eine Museumswelt ist eine Sache. Aber eine Museumsbevölkerung ...« Er unterbrach sich, um mit der jungen Bedienung zu sprechen und sie anzulächeln, als sie an den Tisch kam.

»Keine Museumsbevölkerung, Herr«, sagte Kyle.  
»Eine lebendige, natürliche Bevölkerung. Der einzige Weg, eine Kultur zu erhalten, ist, ihre Wurzeln zu pflegen und über ihre Gesundheit zu wachen. So haben wir hier auf der Erde zu einem natürlichen, von allen Exzessen der Zivilisation befreiten Leben zurückgefunden. So sind wir ein lebendiges Beispiel für die jüngeren Welten, an dem sie sich messen und orientieren können.«

»Faszinierend ...«, murmelte der Prinz; aber seine Augen beobachteten den leichten, hüftenschwingenden Gang der Bedienung, die in der gut besetzten Gaststube hin und her eilte, aber keine Gelegenheit ausließ, ihm lächelnde und kokette Blicke zuzuwerfen.

»Nicht faszinierend. Notwendig, Herr«, sagte Kyle. Aber der andere schien nicht zu hören.

Nach dem Abendessen gingen sie wieder in die Bar; und der Prinz, nachdem er Kyle noch ein wenig länger ausgefragt hatte, setzte seine soziologischen Studien fort, indem er sich unter die anderen Gäste mischte, die an der Theke standen. Kyle beobachtete eine Weile. Dann, als er fühlte, daß kein Risiko damit verbunden sei, verließ er das Haus, um bei den Pferden nach dem Rechten zu sehen und den Wirt zu bitten, daß er ihnen für den nächsten Tag ein kaltes Mittagessen zum Mitnehmen vorbereite.

Als er zurückkehrte, war der Prinz nirgends zu sehen. Ein kalter harter Knoten von Unbehagen bildete sich in Kyles Magen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, rannte er hinaus, um bei den Pferden zu suchen. Aber sie standen friedlich in ihren Boxen und fraßen. Der Hengst schnaubte und bog seinen weißen Kopf zurück, als Kyle bei ihm anlangte.

»Schon gut, Junge«, sagte Kyle und kehrte ins Wirtshaus zurück, um den Besitzer zu suchen.

Aber der Gastwirt hatte keine Ahnung, wohin der Prinz gegangen sein könnte.

»Wenn die Pferde noch da sind, kann er nicht weit gegangen sein«, meinte er. »Vielleicht ist er zu einem Spaziergang in den Wald oder an den Fluß. Ich werde ein Auge auf ihn haben, wenn er zurückkommt. Wo werden Sie sein?«

»In der Bar, bis zugemacht wird – dann in meinem Zimmer«, sagte Kyle.

Er ging in die Bar, setzte sich an einen kleinen Tisch in der Ecke, wo er aus dem Fenster sehen konnte, und wartete. Zeit verging, und allmählich verliefen sich die anderen Gäste. Als die Uhr über den Flaschenregalen Mitternacht anzeigte, stand er auf und ging in sein Zimmer. Er öffnete das Fenster und legte sich angekleidet auf sein Bett.

Nach unbestimmter Zeit – er war gegen seinen Willen eingeschlafen – schreckte Kyle auf. Durch das offene Fenster hörte er seinen Schimmelhengst im Stall toben. Das Tier wieherte schrill und wütend, und seine Hufe donnerten dumpf gegen die Bretterwände der Box.

Er sprang auf und rannte hastig die Treppe hinunter und aus dem Haus. Als er in den Stall stürzte, sah er den Prinzen im trüben Lichtschein der Nachtlaterne stehen und den Wallach satteln. Er hatte das Tier bereits in den Mittelgang zwischen den Boxen geführt und blickte nicht von seiner Arbeit auf, als Kyle hereinkam.

Kyle war mit wenigen Schritten bei seinem Hengst. Der Schimmel war noch angebunden, aber er hatte seine Ohren zurückgelegt, seine Augen rollten wild,



und neben ihm lag ein Sattel zwischen Stroh und Pferdeäpfeln.

»Sattler auf«, sagte der Prinz hinter ihm. »Wir reiten fort.«

»Wir haben Zimmer hier im Gasthof«, sagte Kyle.

»Hast du nicht gehört? Wir reiten. Ich brauche frische Luft.« Der junge Mann zog den Sattelgurt an, ließ die Steigbügel herunter und saß auf. Ohne auf Kyle zu warten, ritt er aus dem Stall in die Nacht.

Kyle lief ins Wirtshaus und holte die Satteltaschen, eilte zurück in den Stall und sattelte den Hengst, während er beruhigend auf das erregte Tier einredete. Dann ritt er dem Prinzen nach. In der Dunkelheit gab es keine Möglichkeit, die Fährte auszumachen; aber er beugte sich vorwärts und blies seinem Pferd ins Ohr. Das Tier erschrak und wieherte protestierend, und aus der Dunkelheit des waldigen Hangs voraus und zu Kyles rechter Hand kam die gewieberte Antwort des Grauen.

Kyle holte den Prinzen auf dem Kamm des Höhenzugs ein. Der junge Mann ließ sein Pferd im Schritt gehen, hielt die Zügel locker und sang leise vor sich hin – das gleiche Lied in einer unbekanntenen Sprache, das er zuvor gesungen hatte. Aber nun, als er Kyle sah, grinste er und sang lauter und mit mehr Betonung. Zum ersten Mal bemerkte Kyle spöttische und anzügliche Untertöne zwischen den unverständlichen Worten. Auf einmal begriff er.

»Das Mädchen!« sagte er. »Die kleine Bedienung. Wo ist sie?«

Das Grinsen verschwand aus den Zügen des anderen, kam langsam zurück. Er wandte den Kopf und lachte Kyle an.

»Na, wo wird sie schon sein?« Der saure Bierdunst seines Atems schlug in Kyles Gesicht. »In ihrem Zimmer natürlich, glücklich schlafend. Geehrt – obwohl sie es nicht weiß – vom Thronfolger, haha! Und in der Erwartung, mich am Morgen bei sich zu finden. Aber das kann nicht sein. Nicht wahr, guter Kyle?«

»Warum habt Ihr es getan, Herr?« fragte Kyle, so ruhig er konnte.

»Warum?« Der Prinz spähte durch die Finsternis in sein Gesicht. »Kyle, mein Vater hat vier Söhne. Ich habe drei jüngere Brüder. Aber ich bin derjenige, der einst Herrscher sein wird, und Herrscher beantworten keine Fragen.«

Kyle sagte nichts. Sie ritten schweigend weiter.

»Aber ich will dir trotzdem sagen, warum ich es tat«, fuhr der Prinz nach längerer Zeit fort, als hätte es nur eine momentane Pause gegeben. »Ich tat es, weil du nicht mein Leibwächter bist, Kyle. Du siehst, ich habe dich durchschaut. Ich weiß, wessen Leibwächter du bist. Du bist der Leibwächter all der anderen hier!«

Kyle biß die Kiefer fest zusammen, aber die Dunkelheit verbarg seine Reaktion.

»Ich habe allen Grund, an deiner Loyalität zu zweifeln«, fuhr der Prinz fort. Er setzte von neuem an, unterbrach sich jedoch mit einer lockeren, wegwerfenden Geste. »Aber das soll mich nicht weiter kümmern«, sagte er. »Du kannst es halten, wie du willst. Mir ist es gleich. Wir werden also künftig mit Punkten spielen. Da war dieser Flegel im Biergarten, der mich anpackte. Aber niemand würde mir seinen Namen verraten, sagtest du. Gut, du warst sein Leibwächter. Ein Punkt für dich. Aber dem Mädchen im

Wirtshaus warst du ein schlechter Leibwächter. Ein Punkt für mich. Wer wird gewinnen, guter Kyle?»

Kyle holte tief Atem.

»Herr«, sagte er, »eines Tages wird es Eure Pflicht sein, eine Frau von der Erde zu heiraten ...«

Der Prinz unterbrach ihn mit einem unangenehmen Auflachen. »Ihr schmeichelt euch«, sagte er. »Das ist das Dumme mit euch allen hier.«

Sie ritten. Kyle sagte nichts. Er hielt den Kopf des Hengstes in Schulterhöhe des Grauen und beobachtete den jungen Mann, soweit die Dunkelheit es zuließ. Der Prinz schien für kurze Zeit einzunicken. Das Kinn sank ihm auf die Brust, und er ließ sein Pferd wandern. Nach einer Weile kam sein Kopf wieder hoch, seine Finger griffen mechanisch fester in die Zügel, und er blickte umher.

»Ich will etwas trinken«, sagte er. Seine Stimme war kalt und unfreundlich. »Bring mich zu einem Lokal, wo wir Bier trinken können, Kyle.«

Kyle holte tief Atem.

»Ja, Herr«, sagte er.

Er bog nach rechts, und der Prinz folgte. Sie ritten über einen Hügel und auf der anderen Seite hinunter zum Ufer eines Sees. Das dunkle Wasser funkelte im Mondlicht. Weit voraus blinkten ein paar Lichter durch die Bäume am Ufer.

»Dort, Herr«, sagte Kyle. »Es ist ein Ausflugsort für Angler, und es gibt dort eine Bar, die an Wochenenden durchgehend geöffnet hat.«

Sie ritten das Ufer entlang, kamen an Bootsschuppen und einigen privaten Wochenendhäuschen vorbei. Das Lokal war ein niedriger Holzbau direkt am Ufer. Ein Anlegesteg, an dem vertäute Ruderboote

leise dümpelten, führte ein Stück in den See hinaus. Lampenschein strömte hell aus den großen Fenstern. Sie banden ihre Pferde an und gingen zur Tür.

Sie betraten einen weitläufigen Restaurationsraum, dessen unbesetzte Tische und Stühle sich zur Wasserseite im Halbdunkel verloren. Nur an der langen Theke herrschte noch Betrieb, und dort war alles in das kalte weiße Licht von Leuchtstoffröhren getaucht. Über den Flaschenregalen der Rückwand waren mehrere präparierte Prachtexemplare von Fischen ausgestellt, braungebeizt vom Tabaksqualm und mit Schildern versehen, die das jeweilige Gewicht und den Namen des Anglers verewigten. Unter den Fischen und vor den Flaschen standen zwei Barkeeper, ein älterer, glatzköpfiger Mann mit einer weißen Schürze und der autoritätsgewohnten Haltung des Chefs, und ein junger, muskulöser Bursche mit schwarzen Locken und dem Gesicht eines unzufriedenen Engels, der offensichtlich der Sohn des Alten war. Die acht oder neun späten Gäste waren lauter Männer in derber Arbeitskleidung oder Sonntagsangler in Pullovern und ausgebeulten Kordhosen. Bis auf drei, die an einem der kleinen, viereckigen Tische saßen und Karten spielten, standen alle in verschiedenen Stadien der Alkoholisierung an der Theke.

Der Prinz setzte sich an einen Tisch gegenüber der Theke, und Kyle setzte sich zu ihm. Als die Bedienung kam, bestellten sie Bier und Kaffee, und der Prinz leerte seinen Krug, kaum daß er auf dem Tisch stand. Nachdem er ihn geleert hatte, wischte er sich den Schaum von den Lippen und signalisierte der Bedienung.

»Noch eins«, sagte er. Diesmal lächelte er die Be-

dienung an, als sie den Bierkrug brachte. Aber sie war eine Frau Mitte Dreißig und von seiner Aufmerksamkeit geschmeichelt, aber nicht überwältigt. Sie lächelte leicht zurück und ging dann wieder an die Theke, wo sie mit zwei Männern ihres Alters gesprochen hatte, der eine ziemlich groß, der andere untersetzt und stämmig, mit einem kugelförmigen, halb kahlen Kopf und dicken, behaarten Armen.

Der Prinz trank. Als er seinen Krug absetzte, schien ihm Kyles Gegenwart bewußt zu werden, und er drehte sich halb zu ihm.

»Du glaubst, ich sei betrunken?« sagte er.

»Noch nicht, Herr«, sagte Kyle.

»Nein«, sagte der Prinz. »Das ist richtig. Noch nicht. Aber vielleicht werde ich es sein. Und wer wird mich daran hindern, wenn ich beschliesse, mich zu betrinken?«

»Niemand, Herr.«

»Richtig«, sagte der junge Mann. Er leerte seinen Bierkrug und bedeutete der Bedienung mit Gesten, einen neuen zu bringen. Seine Wangen begannen sich zu röten. »Wenn man auf einer armseligen kleinen Welt mit armseligen kleinen Leuten ist ...« Er unterbrach sich, um der Kellnerin ein Kompliment zu sagen, als sie das Bier brachte. Sie lachte und kehrte an die Theke zurück, und er endete: »... dann muß man sich amüsieren, so gut man kann.«

Er lachte vor sich hin.

»Wenn ich daran denke, wie mein Vater und Monty versuchten, mir diesen Planeten aufzuschwatzen ...« Er blickte Kyle von der Seite an. »Wußtest du, daß ich früher einmal richtig Angst hatte, daß ich vielleicht

mal hierher kommen müßte?« Er lachte wieder. »Damals war ich natürlich noch viel jünger, aber ich machte mir ernstlich Sorgen, daß ich an euch Erdbewohner nicht heranreichen könnte! Warst du schon einmal auf einer der jüngeren Welten, Kyle?«

»Nein, Herr.«

»Wie ich mir dachte. Laß dir sagen, guter Kyle, daß die unscheinbarsten Leute dort immer noch besser aussehen und gesünder und klüger sind als alle, die ich hier bisher gesehen habe. Und ich, Kyle, ich – der zukünftige Herrscher – muß besser sein als jeder von ihnen, und ich bin es. Nun rate mal, was für einen Eindruck ihr alle hier auf mich macht!«

Er starrte Kyle an und wartete. »Nun, antworte mir, guter Kyle. Sag es mir. Das ist ein Befehl.«

Kyle regte sich unbehaglich. Schließlich sagte er: »Es ist nicht an Euch, zu urteilen, Herr.«

»Nicht an mir?« Die blauen Augen blitzten. »Ich werde der Herrscher sein!«

»Kein einzelner Mann kann darüber befinden, Herr«, sagte Kyle. »Herrscher oder nicht. Ein Herrscher ist notwendig als das Symbol, das einige Dutzend Welten zusammenhalten kann. Aber die wirkliche Notwendigkeit der Rasse ist, zu überleben. Es dauerte ungefähr eine Million Jahre, bis sich hier auf der Erde eine überlebensfähige Intelligenz entwickelte. Und draußen auf den neuen Welten wird es zu Veränderungen kommen. Wenn der Rasse dort irgendein notwendiges Element verlorengelht, dann muß ein Reservoir des ursprünglichen genetischen Materials vorhanden sein, um es zu ersetzen.«

Der Prinz lächelte breit, aber seine Augen waren kalt und voll Abneigung und Mißtrauen.

»Ah, gut, Kyle – gut!« sagte er. »Sehr gut. Bloß habe ich das alles schon gehört. Es ist eine Theorie, nichts weiter, und ich glaube nicht daran. Es gibt andere, neuere Theorien, die darin einen bloßen Aberglauben sehen. Ich habe euch jetzt gesehen, verstehst du. Und ihr seid uns, den Bewohnern der neueren Welten, nicht überlegen. Das Gegenteil ist der Fall. Wir sind weitergegangen und besser geworden, und ihr seid stillgestanden. Und du weißt es.«

Der junge Mann lachte leise, beinahe in Kyles Gesicht.

»Eure einzige Angst ist, daß wir es herausbringen könnten. Und ich habe es herausgebracht.« Er lachte wieder. »Ich habe mich bei euch umgesehen, und nun weiß ich es. Ich bin intelligenter, tüchtiger und geschickter als jeder Mann in diesem Raum – und weißt du, warum? Nicht, weil ich der Sohn des Herrschers bin, sondern weil es mir angeboren ist! Körper, Gehirn und alles. Hast du schon mal was von Genselektion gehört? Ich kann hier tun, was ich will, und niemand auf diesem Planeten hat das Zeug, mich daran zu hindern.«

Er stand auf.

»Ich möchte, daß die Bedienung mit mir trinkt«, sagte er. »Und diesmal sage ich es dir im voraus. Hast du die Absicht, mich daran zu hindern?«

Kyle blickte zu ihm auf. Ihre Augen begegneten sich.

»Nein, Herr«, sagte Kyle. »Es ist nicht meine Aufgabe, Euch an etwas zu hindern.«

Der Prinz lachte.

»Das dachte ich mir«, sagte er. Er machte kehrt und ging zwischen den Tischen durch und zur Theke, wo die Bedienung noch immer mit den beiden anderen

Männern schwatzte. Der Prinz stellte sich auf die andere Seite der Frau und bestellte beim Schankwirt ein Bier. Als es ihm vorgesetzt wurde, nahm er es, wandte sich um und lehnte sich an die Theke, die Ellenbogen aufgestützt.

»Ich wollte mit dir reden«, hörte Kyle ihn sagen. Die Bedienung sah sich ein wenig überrascht nach ihm um. Sie erkannte ihn und lächelte, geschmeichelt von der Direktheit seiner Annäherung, ein wenig beeindruckt von seinem guten Aussehen und milde gestimmt von seiner Jugend.

»Ihr habt nichts dagegen, wie?« sagte der Prinz und blickte an ihr vorbei zu den beiden Einheimischen, deren Gespräch er unterbrochen hatte. Kyle bemerkte, daß die zwei so wenig nüchtern waren wie der Prinz, und seine Befürchtung wurde zur Gewißheit, als er die zornigen und herausfordernden Blicke sah, die zwischen den zwei Männern und dem Prinzen hin und her gingen. Nachdem sie einander mehrere Sekunden lang in geladenem Schweigen angestarrt hatten, berührte die Frau beschwichtigend den Arm des größeren der beiden Männer, und er zuckte ärgerlich die Achseln und kehrte ihnen den Rücken zu.

»Siehst du?« sagte der Prinz lächelnd zur Frau. »Er weiß, daß wir zwei uns mehr zu sagen haben.«

»Moment mal, Freundchen. Einen Augenblick.«

Es war der kleine, stämmige Mann, der sich nun zwischen die Frau und den Prinzen drängte. Der Prinz sah mit einem Ausdruck flüchtigen Erstaunens auf ihn herab. Bevor er reagieren konnte, sagte der Stämmige über die Schulter zu seinem Freund: »Komm her, Ben. Der Junge ist nur ein bißchen blau, sonst nichts.« Dann pflanzte er sich breitbeinig vor



dem Prinzen auf. »Du schiebst jetzt ab«, sagte er. »Clara ist mit uns.«

Der Prinz starrte ihn mit offenem Mund an. Der Blick war so leer und verdutzt, daß sein Kontrahent sich schon zu seinem Freund und der Bedienung umwenden wollte. Aber dann schien der Prinz plötzlich zu erwachen.

»Nicht so schnell ...«, sagte er seinerseits, packte die massige Schulter des Einheimischen und zog ihn mit einem Ruck herum. Der Mann schlug die Hand mit einem Fluch herunter, griff zum vollen Bierkrug des Prinzen und schüttete ihm den Inhalt ins Gesicht.

»Hau ab, jetzt!« knurrte er. »Aber ein bißchen schnell, ja?«

Der Prinz stand da, und das Bier troff ihm vom Gesicht. Dann, ohne auch nur die Augen zu wischen, schlug er links und rechts zu, mit der durchtrainierten Schnelligkeit und Schlagkraft, die er im Biergarten demonstriert hatte.

Aber sein Gegner war nicht wie der junge Kellner, den der Prinz so mühelos deklassiert hatte. Dieser Mann war dreißig Pfund schwerer, um fünfzehn Jahre erfahrener, ein grober, eisenharter Kerl von der Statur und dem Naturell des geborenen Raufbolds. Er hatte nicht gewartet, bis er getroffen würde, sondern hatte den Schädel eingezogen und war vorwärtsgegangen, um den jungen Mann in den Griff seiner dicken Arme zu kriegen. Die Faustschläge trafen ohne erkennbare Wirkung den spärlich behaarten runden Kopf, dann rannte der Mann den Prinzen an und warf ihn zu Boden, und beide wälzten sich ineinander verkrallt auf dem staubigen Parkett.

Kyle hatte seinen Tisch verlassen und die Kämp-

fenden fast erreicht, und die beiden Männer hinter der Theke hatten die Bar umrundet und drängten mit den übrigen Gästen näher. Der hochgewachsene Freund des Stämmigen stand mit glitzernden Augen über den beiden Körpern und hatte den rechten Fuß zurückgezogen, um dem Prinzen bei erster Gelegenheit die Stiefelspitze in die Nieren zu treiben. Kyles Handkante traf seine Kehle wie eine Eisenstange.

Der Mann taumelte würgend und hustend zurück. Kyle stand still, die geöffneten Hände an den Seiten, die Arme etwas vom Körper abgewinkelt, und blickte den Barbesitzer an.

»Schluß jetzt!« sagte der und nickte seinem Sohn zu. »Wir trennen sie. Aber –« er blickte Kyle an »– du nimmst den Jungen und verschwindest aus meinem Lokal, verstanden?«

Kyle nickte. Er trat zur Seite, um den beiden Männern Platz zu machen. Dem Einheimischen war es inzwischen gelungen, den Prinzen am Boden festzunageln. Er lag über ihm, hielt seine Arme mit beiden Händen und ließ den runden Schädel wie einen Hammer wieder und wieder in das Gesicht des Prinzen niedersausen, der seinen Kopf verzweifelt hin und her wendete, um der furchtbaren Gewalt der Schläge auszuweichen.

Die zwei beschürzten Barmänner beugten sich von zwei Seiten über den Einheimischen, nahmen ihn in gekonnter Manier gemeinsam in einen Doppelnelson und hoben ihn von seinem Opfer. Der Mann machte einen wütenden Befreiungsversuch, dann sah er, wer ihn festhielt, und stand still.

»Laßt mich los!« grollte er. »Der Kerl hat seine Abreibung verdient.«

»Nicht hier in meinem Lokal«, sagte der ältere Mann. »Prügelt euch gefälligst draußen.«

Der Prinz kam auf die Füße und stand wankend zwischen den Tischen. Sein Gesicht war weiß wie ein Laken. Er blutete aus der Nase und einer Platzwunde über der linken Augenbraue. Sein Blick ging zu Kyle, der sich von der Gruppe der Zuschauer gelöst hatte und langsam auf ihn zukam; er spuckte aus und murmelte etwas, das halb wie ein Fluch und halb wie ein Schluchzen klang.

»Also Schluß jetzt«, sagte der Barbesitzer wieder. »Raus mit euch. Macht es draußen miteinander aus.«

Der Prinz wischte sich Blut aus dem linken Auge und blickte umher, und zum ersten Mal schien er die Mauer aus Menschenleibern zu sehen, die ihm vor der Theke gegenüberstand.

»Draußen ...?« murmelte er, gegen seine Benommenheit ankämpfend.

»Du bleibst nicht hier«, antwortete der Barbesitzer. »Ich habe es gesehen. Du hast mit dem Krawall angefangen. Regelt die Sache, wie ihr wollt, schlagt euch miteinander die Schädel ein, aber nicht bei mir. Ihr verlaßt beide mein Lokal, und zwar sofort! Los, bewegt euch!«

Er kam vorwärts und gab dem Prinzen einen Stoß vor die Brust, aber der Prinz widerstand. »Kyle ...«, sagte er.

»Tut mir leid, Herr«, sagte Kyle. »Ich kann nicht helfen. Es ist Euer Kampf.«

Der stämmige Mann zeigte seine lückenhaften Zähne in einem siegesgewissen Grinsen. »Komm mit 'raus, Freundchen!« sagte er. »Ich bin gerade in der richtigen Stimmung!«

Der Prinz starrte von einem Gesicht zum anderen, als sähe er lauter seltsame und unheimliche Wesen, von deren Existenz er noch nie gewußt hatte.

»Nein ...«, sagte er. Im nächsten Moment fuhr seine Hand blitzschnell unter Kyles Lederjacke und riß die Pistole aus dem Halfter.

»Zurück!« sagte er mit lauter, hoher Stimme. »Keiner rührt mich an!«

Aus der dichtgepackten Zuschauerguppe an der Theke stieg ein seltsames Geräusch auf, ein grunzendes Ächzen oder heiseres Seufzen, und alle drängten zurück von ihm. Nur Kyle und der rundschädelige Schläger blieben stehen.

»Du Hund!« sagte der Stämmige wütend. »Ich wußte, daß du kneifen würdest.«

»Halt den Mund!« Die Stimme des Prinzen war hoch und dem Überschnappen nahe. »Halt den Mund! Daß keiner von euch versucht, mir nachzugehen!«

Er begann sich zur Tür zurückzuziehen. Alle standen still und beobachteten stumm seinen Rückzug. Auch Kyle rührte sich nicht von der Stelle. Als er die Tür erreicht hatte, richtete sich der Prinz auf und wischte mit seinem linken Ärmel das Blut von Mund und Nase, und sein verschmiertes Gesicht sah sie mit einem ersten Anflug wiedergewonnener Arroganz an.

»Schweine!« sagte er.

Er öffnete die Tür, passierte sie rückwärtsgehend und schloß sie. Kyle trat vor den Stämmigen, und beider Augen begegneten sich in einer Art von Geistesverwandtschaft. Kyle konnte sehen, daß der andere den Kämpfer in ihm erkannte, wie er zuvor den Kämpfer in seinem Gegenüber erkannt hatte.

»Geh uns nicht nach«, sagte Kyle.

Der Mann antwortete nicht, aber es war auch keine Antwort nötig. Er stand still.

Kyle drehte um, rannte zur Tür und öffnete sie mit kurzem Ruck. Nichts geschah; und er schlüpfte durch und warf sich sofort zur Seite, aus der Schußlinie.

Aber kein Schuß kam. Einen Moment war er blind in der Dunkelheit, dann begannen seine Augen sich umzustellen, und er eilte zu den Pferden.

Der Prinz band den Wallach los und machte sich zum Aufsitzen fertig.

»Herr«, sagte Kyle.

Der Prinz ließ den Sattel einen Moment los und wandte seinen Kopf über die Schulter.

»Verschwinde«, sagte der Prinz wütend.

»Herr«, sagte Kyle mit leiser Stimme. »Ihr habt dort drinnen den Kopf verloren. Das kann jedem passieren. Aber macht es nicht noch schlimmer jetzt. Gebt mir die Pistole zurück, Herr.«

»Die Pistole soll ich dir geben?« Der junge Mann starrte ihn an, dann lachte er böse.

»Dir soll ich die Pistole geben?« sagte er wieder. »Damit du mich von einem deiner seltsamen Freunde noch einmal zusammenschlagen lassen kannst? Damit du deine Aufgabe als Leibwächter weiterhin vernachlässigen kannst?«

»Herr«, sagte Kyle, »bitte. Um Euretwillen – gebt mir die Waffe zurück.«

»Verschwinde, und laß dich nicht mehr in meiner Nähe blicken!« sagte der Prinz. Er wandte sich wieder zum Pferd, stellte einen Fuß in den Steigbügel. »Mach dich davon, bevor ich dir eine Kugel durch den Kopf jage, Verräter!«

Kyle holte langsam und tief Atem. Er trat einen Schritt näher und tippte dem Prinzen auf die Schulter.

»Dreht Euch um, Herr«, sagte er.

»Ich habe dich gewarnt!« knurrte der Prinz und fuhr wütend herum. »Zurück!«

Er kam herum, als Kyle sich bückte und seine Finger um das Heft des Jagdmessers in der Stiefelscheide schloß. Er richtete sich auf, und mit der Bewegung stieß er das Messer blitzschnell aufwärts unter die Rippen des jungen Mannes, bis die das Heft haltende Hand vom Stoff und den Knochen darunter gebremst wurde.

Es war ein hartes, plötzliches Zustoßen, und die lange Klinge fuhr unter den Rippenbogen aufwärts und tief ins Herz. Der Prinz grunzte, als der Stoß ihm die Luft aus den Lungen trieb; und er war tot, als Kyle seinen zusammenbrechenden Körper auffing.

Kyle legte ihn quer über den Sattel des Wallachs und machte ihn dort fest. Er suchte am Boden herum, bis er die gefallene Pistole fand, und steckte sie ins Halfter zurück. Dann bestieg er seinen Schimmelhengst und machte sich auf den langen Rückweg, den Wallach mit seiner Last am verlängerten Zügel mit sich führend.

Die Morgensonne schien ihm ins Gesicht, als er endlich die Kuppe des Hügels erreichte, zu dessen Füßen das Jagdhaus lag. Er ritt langsam hinunter zum Tor.

Eine große Gestalt, undeutlich im Gegenlicht, kam aus dem linken Gebäudeflügel und eilte ihm entgegen, als er das Tor passiert hatte. Es war der Hauslehrer, Montlaven, und er weinte, als er neben den Wal-

lach trat und den Strick aufzuknoten begann, der die Leiche des Prinzen festhielt.

»Es tut mir leid ...«, hörte Kyle sich sagen; und war dumpf erstaunt über die Leblosigkeit und Abwesenheit seines Tons. »Es gab keine Wahl. Sie können morgen früh alles in meinem Bericht lesen ...«

Er brach ab. Eine zweite Gestalt kam langsam über die Terrasse. Als Kyle sich ihr zuwandte, schritt diese zweite Gestalt die wenigen Stufen herab und auf ihn zu.

»Herr ...«, sagte Kyle. Er blickte in ein Gesicht wie das des Prinzen, aber älter, unter ergrautem Haar. Dieser Mann weinte nicht, aber sein Gesicht war starr, von eiserner Undurchdringlichkeit.

»Was ist geschehen?«

»Herr«, sagte Kyle, »Ihr werdet morgen früh meine Meldung haben ...«

»Ich will es wissen«, sagte der andere. Seine Lippen bewegten sich kaum.

Kyles Kehle war trocken und steif. Er schluckte, aber es brachte keine Erleichterung.

»Herr«, sagte er, »Ihr habt drei andere Söhne. Einer von ihnen wird ein Herrscher sein, der die Welten zusammenhalten kann.«

»Was hat er getan? Wen hat er getötet? Sag es mir!« Des alten Mannes Stimme vibrierte in kaum noch beherrschter Erregung.

»Nichts. Niemanden«, sagte Kyle mit schmerzender Kehle. »Er schlug einen gleichaltrigen Jungen nieder. Er trank zuviel. Er hat vielleicht ein Mädchen in Schwierigkeiten gebracht. Es war nicht, was er anderen tat. Es war nur ein Versagen vor sich selbst.« Er schluckte mühevoll. »Wartet bis morgen, Herr, und lest meinen Bericht.«

»Nein!« Der Mann packte Kyles Sattelknopf mit einem Griff, der kein Nachgeben kannte. »Deine Familie und die meine sind seit dreihundert Jahren miteinander verbunden. Welchen Fehler hatte mein Sohn, daß er seine Prüfung hier auf der Erde nicht bestand? Ich will es wissen!«

Kyles Kehle schmerzte.

»Herr«, antwortete er, »er war ein Feigling.«

Die Hand fiel von seinem Sattelknopf. Und der Herrscher über Dutzende von Welten wankte zurück wie ein abgewiesener Bettler.

Kyle hob seine Zügel und ritt aus dem Tor, in den Wald und weiter durch die Hügel.



# Der Mann von der Erde

Der Direktor der Welt Duhnbar, die als Handels- und Umschlagplatz einigen Ruf genoß, hatte keinen anderen Namen, noch brauchte er einen; und seine Stattlichkeit und Majestät entsprachen nicht notwendigerweise den Maßstäben der menschlichen Rasse. Aber schließlich hatte er nie von der menschlichen Rasse gehört.

Er saß Tag für Tag in seinem Äquivalent eines Thronsaals, während zu Füßen der Estrade, auf der sein riesiger Thronessel stand, die Vertreter Hunderter verschiedener Rassen ihren Geschäften nachgingen. Er hatte gern Leben um sich, also ließ er sie gewähren. Er liebte es nicht, direkt in diese Betriebssamkeit verwickelt zu sein. Darum blickte oder sprach keiner von ihnen in seine Richtung.

Er sah die Menge vor sich, ausgebreitet durch eine luftige Halle. Am anderen Ende der Halle, über dem hohen Portal, war ein Balkon zur Außenseite durch die Wand gebrochen; von dort überblickte man nicht nur die Halle, sondern auch die breite Freitreppe, die zum Gebäude heraufführte, und die bewaffneten Wächter, die sie flankierten. Auf diesem Balkon standen weitere Mitglieder verschiedener Rassen und sprachen.

Unweit vom Sitz des Direktors war ein schimmernder Spiegel in der Luft aufgehängt, so daß er, wenn er seinen Kopf nur ein wenig drehte, sein Ebenbild in voller Länge betrachten konnte. Manchmal schaute er und sah sich selbst an.

Aber in diesem Moment blickte er hinaus über den Thronsaal und den Balkon und sah in seiner Vorstel-

lung die Stadt, die Kontinente und Meere Duhnbars und die fünf anderen Welten dieses Sonnensystems, die die Werkstätten und Kornkammern seiner Kronwelt Duhnbar waren. Daß er über diese Welten und das System herrschte, wäre ein zu milder Ausdruck gewesen. Er besaß und trug sie wie Ringe an seinen Fingern.

Aber in seinem geistigen Auge hatte alles die stumpfen Farben von langer Vertrautheit und Gleichförmigkeit.

Er machte eine leichte Bewegung mit einem seiner viergliedrigen Finger, von denen er an jeder Hand drei hatte, mit einem gegengestellten Daumen. Der männliche Erwachsene seiner eigenen Rasse, der gegenwärtig eine Rolle ausfüllte, die etwa der eines Kammerdieners oder Sekretärs entsprach, trat hinter dem Thronessel hervor. Der Direktor sah ihn nicht an, weil er wußte, daß der Kammerdiener dasein würde, wenn er ihm winkte. Des Direktors dünne Lippen bewegten sich kaum in seinem ausdruckslosen, blaßgrünen Gesicht.

»Zeit ist vergangen«, sagte er. »Gibt es noch immer nichts Neues?«

»Direktor von allem«, sagte die leise Stimme des Kammerdieners an seinem Ohr, »seit Ihr zuletzt fragtet, hat es auf den sechs Welten nichts gegeben, das nicht schon früher geschehen wäre. Nur hier aus der Hauptstadt ist die Landung eines einzelnen Fremden von bislang unbekannter Rasse zu vermelden. Er ist jetzt in die Stadt gegangen und hat es unterlassen, am purpurnen Schrein zu opfern, aber sonst benimmt er sich nicht anders als alle Fremden sich auf Euren Welten benehmen.«

»Ist dieses Unterlassen eines Opfers eine neue Erscheinung?« fragte der Direktor.

»Es ist ein häufig vorkommendes Delikt«, sagte der Kammerdiener. »Viele Generationen sind dahingegangen, seit jemand zum Zweck andächtiger Einkehr oder zur Verehrung der Götter den purpurnen Schrein betrat. Das Opfer ist zu einer bloßen Zollabgabe unseres Hafens geworden. Fremde, die nichts davon wissen, unterlassen es regelmäßig, auf dem Würfel vor dem Schrein Räucherwerk anzuzünden.«

Der Direktor sagte nicht gleich etwas. Der Kammerdiener stand wartend. Hätte der Direktor ihn warten lassen, bis er vor Übermüdung oder Erschöpfung zusammengebrochen wäre, würde ein anderer seinen Platz eingenommen haben.

»Gibt es eine Strafe für diese Unterlassung?« fragte der Direktor endlich.

»Nach den alten Gesetzen«, sagte der Kammerdiener, »steht darauf die Todesstrafe. Aber seit Hunderten von Jahren wird bei Übertretungen nur ein kleines Bußgeld erhoben.«

Der Direktor überdachte diese Worte.

»Alte Gebräuche haben ihren Wert«, sagte er nach einer Weile. »Alte Gebräuche, die seit langem in Vergessenheit geraten sind, erscheinen als etwas völlig Neues, wenn sie wiederbelebt werden. Laß das ursprüngliche Strafmaß wieder einführen.«

»Bereits bei diesem Gesetzesbrecher?« fragte der Kammerdiener. »Oder erst in allen künftigen Fällen?«

»Ab sofort«, sagte der Direktor. Er bewegte seinen Zeigefinger zum Zeichen, daß das Gespräch beendet sei. Der Kammerdiener trat zurück und sprach zu den stets gegenwärtigen Beamten und Offizieren.

Der Direktor, der Beobachtung des geschäftigen Treibens in der Halle überdrüssig, veränderte seine Blickrichtung ein wenig nach links und betrachtete seine sitzende Gestalt im Spiegel. Dort sah er ein Individuum von annähernd drei Metern Länge in einem großen geschnitzten Stuhl mit reichverzierten Armlehnen sitzen. Vierfingerige Hände ruhten auf den kunstvoll gearbeiteten Dämonköpfen an den Enden der Armlehnen. Körper und Gliedmaßen waren in ein einfaches Kleidungsstück von himmelblauer Farbe gehüllt. Dem Halsausschnitt entragte ein hoher und schmaler Kopf, haarlos und von grünlicher Farbe, mit Schnabelnase und dünnem, lippenlosem Mund. Die Augen waren golden, riesig und schön.

Aber weder die Augen noch das Gesicht zeigten irgendeinen Ausdruck. Die Gesichter des Kammerdieners und der Wächter und anderer Angehöriger seiner Rasse zeigten zuweilen Gemütsbewegungen. Aber des Direktors Gesicht niemals. Er war mehrere hundert Jahre alt und würde weiterleben, bis irgendein Unfall ihn tötete oder er des Lebens überdrüssig würde.

Er wußte nicht, wie es war, krank zu sein. Er hatte niemals Kälte, Hunger oder irgendwelche Mühsal erfahren. Er kannte weder Furcht noch Haß, weder Einsamkeit noch Liebe. Er betrachtete sich jetzt im Spiegel; denn er war sich selbst ein niemals endendes Rätsel – ein Rätsel, das allein die Langeweile seiner Existenz erleichterte. Er versuchte nicht, dem Rätsel auf den Grund zu gehen. Er genoß es nur, wie ein Kenner einen guten Wein genießt, bedächtig und in kleinen Schlucken.

Das Ebenbild, das er im Spiegel sah, war das Bild

eines Wesens, das keine Alternative hatte, als sich selbst für einen Gott zu halten.

Will Mauston hatte rissige Hände mit dicken, deformierten Knöcheln, und tiefe Runzeln um die kleinen Augen. Die Knöchel hatte er an menschlichen und nichtmenschlichen Knochen gebrochen, meistens im Kampf um das, was sein war. Die Runzeln um die Augen waren – wie die grauen Strähnen in seinem Haar – ein Ergebnis endlosen Feilschens und Rechnens und Sorgens. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo er zur Erde zurückkehrte und seine Frau und seine beiden kleinen Kinder besuchte, verschwanden die Runzeln beinahe ... für ein paar Wochen. Aber die Erde war überbevölkert und das Leben dort teuer. Er mußte immer wieder fort, und die Runzeln kamen immer zurück. Er war noch nicht dreißig Jahre alt.

Von einer Rasse interstellarer Händler, den Kjaka, hatte er von Duhnbar gehört. Die Kjaka waren von schwerfälligem Körperbau, löwengesichtig und ehrlich. Er hatte lange schon vermutet, daß es eine solche Welt geben müsse, wie es auf der Erde vor Zeiten alte Städte wie Samarkand unter den Timuriden gegeben hatte, wo die großen Handelsstraßen zusammenliefen. Er hatte gesucht und gefragt, und die Kjaka hatten es ihm gesagt. Duhnbar war das Samarkand der Sterne. Ein mächtiger Handelsstrom von den hochentwickelten Welten der zentralen Galaxis traf hier draußen mit mehreren peripheren Routen zusammen, die zu abgelegenen Sternhaufen und außenliegenden galaktischen Armen führten.

Mauston war allein gekommen, und er war der erste Mensch, der Duhnbar erreicht hatte. Zwei oder

drei Reisen hierher, so hoffte er, würden ihm soviel Gewinn bringen, daß er sich zur Ruhe setzen und bei seiner Familie bleiben könnte. Die Kjaka waren ehrlich und hatten ihm die Zollbestimmungen auf Duhnbar erklärt. Sie hatten ihn zu Khal Dohn geschickt, einem von ihren Leuten auf Duhnbar, der als Maustons Agent handeln würde. Will Mauston hatte sein gesamtes kleines Vermögen und einen Kredit in die Waren investiert, die er hier verkaufen wollte, und über diese Dinge hatte er mit den Kjaka gesprochen. Die unbedeutende Sache mit dem purpurnen Schrein hatten sie vergessen. Der Brauch war so gut wie erloschen, die Geldbuße eine bloße Formalität.

Beim Verlassen des Abfertigungsgebäudes sah Will Mauston ein verwittertes, tempelartiges Gemäuer, dessen Eingang mit purpurnen Draperien verhängt war. Vor diesem Eingang stand etwas wie ein Altar, auf dessen Oberfläche kleine purpurne Schnitten rauchten und stanken. Er ging in gebührendem Abstand daran vorbei. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, sich nicht in die Religionen und Bräuche von Leuten einzumischen, die er nicht kannte.

Als er in einem automatischen Fahrzeug, das auf die Adresse seines Agenten eingestellt war, durch die Stadt fuhr, überquerte er einen Platz, auf dem ein etwa zwanzig Meter hoher Kleiderständer aufragte. Was daran hing, waren jedoch keine Kleider, sondern Körper. Nicht alle waren solche der einheimischen Rasse, und er war froh, den Ort hinter sich zu lassen.

Nach einstündiger Fahrt erreichte er das Haus des Kjaka-Agenten. Es war ein hübsches, zweistöckiges Haus, das einen Innenhof umgab, in dem unbekannte Vegetation üppig wucherte. Er und sein Gastgeber

Khal Dohn saßen auf einem Innenbalkon über dem Hof und sprachen. Der Agent aß ein kugeliges, narкотisches Gewürz, das bei seinesgleichen beliebt war, und sorgte dafür, daß Mauston mit Äthylalkohol und destilliertem Wasser bedient wurde. Mauston vermischte beides und fügte den Inhalt einer kleinen Ampulle Whiskyaroma hinzu, die er seinem Taschenetui entnahm.

Sie begannen eine Diskussion über die Verkaufschancen für Maustons Waren, und welche Dinge für den Erlös einzukaufen wären, wobei sie sich der interstellaren Handelssprache bedienten. Plötzlich wurden sie von einer Stimme unterbrochen, die in einem für Will Mauston unverständlichen Idiom durch den Innenhof schallte. Khal Dohn lauschte, antwortete und wandte sein Löwenhaupt dem Gast zu.

»Wir müssen hinuntergehen«, sagte er.

Er führte Mauston ins Erdgeschoß, wo in einer Art Eingangshalle zwei Vertreter der einheimischen Spezies warteten, angetan mit kurzen schwarzen Gewändern und silbernen Gürteln mit Degengehängen. An diesen baumelten schwarze Stäbe in silbernen Hülsen.

Als Mauston und Khal Dohn die Schneckenrampe zu ihnen herunterkamen, richteten die baumlangen Fremden ihre goldenen Augen mit sanfter Neugier auf den Menschen.

»Fremder«, sagte einer von ihnen in der Handelssprache, »du bist unter Arrest.«

Will Mauston blickte verduzt zu ihnen auf und öffnete den Mund. Aber Khal Dohn redete bereits in der einheimischen Sprache auf sie ein; und nach einer

Weile gingen die beiden. Khal Dohn wandte sich um und fragte: »Haben Sie den purpurnen Schrein gesehen, gleich außerhalb der Abfertigungshalle?«

Auf Maustons verständnislosen Blick beschrieb er das Gebäude, und Mauston nickte.

»Sind Sie in die Nähe des Schreins gegangen?«

»Nein«, sagte Will Mauston. »Ich halte mich immer fern von solchen Dingen, solange ich nichts über sie weiß.«

Khal Dohn blickte ihn lange an. Die Augen unter seinen schweren, fellbedeckten Fleischfalten waren traurig, dunkel und fremd.

»Ich verstehe das nicht«, sagte er schließlich. »Aber Sie sind mein Gast, und ich habe die Pflicht, Sie zu schützen. Wir täten gut daran, einen Bekannten von mir aufzusuchen – einen, der hier in der Hauptstadt mehr Einfluß hat als ich.«

Er führte Mauston hinaus und zu einem der automatischen Fahrzeuge. Unterwegs erklärte er Mauston, was es mit dem purpurnen Schrein auf sich hatte.

»Ich verstehe nicht, was plötzlich in sie gefahren ist«, sagte der Kjaka. »Es hätte möglich sein müssen, den Fall durch die Entrichtung des üblichen Bußgeldes zu regeln. Aber sie hatten den ausdrücklichen Befehl, Sie festzunehmen.«

Will Mauston fragte: »Warum haben sie es dann nicht getan?«

»Sie sind mein Gast«, sagte Khal Dohn. »Ich habe die Verpflichtung übernommen, daß Sie sich zu gegebener Zeit freiwillig stellen werden, während sie auf meine Bitte eingegangen sind, die Richtigkeit des Haftbefehls zu überprüfen.«



Zum erstenmal kam in Will Mauston etwas wie Besorgnis auf. »Glauben Sie, daß es wirklich etwas Wichtiges ist?« fragte er.

»Nein«, antwortete Khal Dohn. »Nein. Ich bin überzeugt, daß es ein Mißverständnis ist.«

Sie hielten vor einem Gebäude, das dem Haus Khal Dohns sehr ähnlich war. Der Handelsagent führte seinen Begleiter eine Rampe hinauf zu einem Raum, der mit überdimensionierten Möbeln angefüllt war. Von einem der großen Stühle erhob sich ein spinnenhaft dünner, vierarmiger Fremder, dessen lange Hände mit einem Kranz von jeweils acht Fingern besetzt waren. Sein Gesicht war schmal und lang wie das eines Pferdes. Er war wenigstens zweieinhalb Meter groß und trug dunkelrote Kleider. Ein Dolch hing an seiner Seite.

»Du bist wie immer mein Gast, Khal Dohn!« rief er. Seine Stimme war hoch und kreischend. Er gebrauchte die Handelssprache, aber er sprach den Namen Khal Dohns mit einer Geläufigkeit aus, die Will Mauston nicht erreichte. »Und wen darf ich als den Gast meines Gastes begrüßen?«

»Sein Name«, sagte Khal Dohn, »ist Will Mau... Mauz-zon.«

»Willkommen«, sagte der Lange. »Ich bin Avoa. Was gibt es?«

»Etwas, das ich nicht verstehe.« Khal Dohn schaltete auf die Landessprache von Duhnbar um, und Mauston konnte nichts mehr verstehen.

»Ich werde der Sache nachgehen«, rief Avoa am Ende des kurzen Gesprächs wieder in der Handelssprache. »Komm morgen früh, Khal Dohn. Bring ihn mit.«

»Ihn«, sagte Khal Dohn. »Ich werde ihn bringen.«

»Gewiß. Gewiß. Kommt zusammen. Ich werde dann Nachricht für euch haben. Es kann nichts Ernstes sein.«

Sie kehrten zum Haus Khal Dohns zurück und saßen wieder auf dem Innenbalkon, während der Sonnenuntergang den Himmel verfärbte.

»Sind Sie sicher, daß es keinen Grund zur Besorgnis gibt?« fragte Mauston.

»Ganz sicher.« Khal Dohn befragte eine seiner narkotischen Kugeln. »Die Gesetze hier sind streng, aber es gibt keine Justizwillkür. Und wenn es ein Mißverständnis gegeben hat, dann kann Avoa es aufklären.«

Sie setzten ihr geschäftliches Gespräch fort, das von den Polizeibeamten unterbrochen worden war, während überall in der Stadt die Lichter erglühten. Später nahmen sie gemeinsam ihr verschiedenartiges Abendessen ein und trennten sich für die Nacht.

Khal Dohn wies seinem Gast eine bequeme Couch in einem angenehm stillen Raum am Innenhof zu. Aber Will Mauston entdeckte, daß er nicht einschlafen konnte. Er war ein Mann des Handelns, aber hier gab es nichts zu tun. Er trat auf den Balkon seines Zimmers und blickte in den Hof hinunter.

Der Dschungel fremdartiger Pflanzen und Klettergewächse war ein Gewirr aus schwarzen und grauen Tönen im Licht eines Vollmonds, der zu klein und zu blaß war, um der Mond der Erde zu sein. Er dachte an seine Frau und die zwei Kinder, atmete die ungewohnte, drückende und schwere Luft, die einen Geruch wie von Schwefelwasserstoff hatte. An seinem

Gürtel war ein Behälter mit Barbituraten, vier Kapseln Seconal. Er nahm eine und spülte sie mit dem schalen destillierten Wasser hinunter, das sie ihm in sein Zimmer gebracht hatten.

Danach schlief er fest und traumlos.

Beim Erwachen fühlte er sich besser; und als er zum Frühstück mit Khal Dohn zusammenkam, machte der Agent einen ruhigen und unbekümmerten Eindruck auf ihn. Sie fuhren gemeinsam zu Avoa. Der vierarmige Fremde trug Kleider in einem helleren, krasserem Rot, und seine Begrüßung war noch herzlicher als am Vortag.

»Nun«, sagte Will Mauston lächelnd, nachdem sie ihre Höflichkeiten ausgetauscht hatten, »was konnten Sie über die Situation in Erfahrung bringen?«

Avoa blickte ihn mit einem schwer zu deutenden Ausdruck an, dann wandte er sich zu Khal Dohn und begann schnell und schrill in der einheimischen Sprache zu reden. Der Agent antwortete. Nach einer Weile verstummten sie und blickten wortlos zu Mauston.

»Was ist passiert?« sagte der. »Was ist los?«

»Es tut mir leid«, sagte Khal Dohn zögernd. »Anscheinend ist nichts zu machen.«

Will Mauston starrte ihn an. Die Worte schienen keinen Sinn zu ergeben. »Es ist nichts zu machen?« fragte er. »Was meinen Sie?«

»Es tut mir leid«, sagte Khal Dohn noch einmal. »Ich meine, Avoa kann nichts machen.«

»Nichts?« sagte Mauston.

Die zwei Fremden schwiegen und beobachteten ihn weiter. Auf einmal verlagerte Avoa sein Gewicht und machte eine halbe Drehung zur Tür.

»Ich bedaure!« rief er schrill. »Ich bedaure sehr. Aber es ist eine Situation außerhalb meines Einflusses. Ich kann nichts tun.«

»Warum nicht?« platzte Mauston heraus. Er fuhr herum und starrte Khal Dohn an. »Was ist los? Sie sagten mir, es gebe keine Justizwillkür. Ich wußte nichts über den Schrein!«

»Ja«, sagte Khal Dohn. »Aber dies ist nicht eine Sache der Justiz. Ihr Direktor hat einen Befehl gegeben.«

»Direktor?« Das Wort summt tödlich in Will Maustons Ohren. »Derjenige auf dem Thron? Was hat er damit zu tun?«

»Es war ein Befehl«, sagte Avoa in seiner durchdringenden Stimme. »Nachdem er von Ihrer Unterlassung hörte. Dem alten Gesetz soll wieder volle Geltung verschafft werden. Von nun an werden Neuankömmlinge gewarnt. Sie sind fair hier.«

»Fair!« knirschte Mauston. »Was ist mit mir? Weiß dieser Direktor nichts über mich? Was ist er überhaupt?«

Khal Dohn und Avoa blickten einander an.

»Diese Leute hier«, sagte Khal Dohn bedächtig, »kontrollieren den Handel in jeder Richtung über Lichtjahre hinweg. Nicht wegen irgendeiner besonderen, ihnen innewohnenden Tugend oder Genialität, sondern wegen des Zufalls ihrer günstigen Position als Verkehrsknotenpunkt zwischen den Sternen. Sie wissen es, und man muß ihnen zugestehen, daß sie ihren Vorteil maßvoll zu nutzen verstehen.«

»Ihr Symbol«, fuhr Khal Dohn fort, »ist der Direktor. Er ist die Verkörperung ihrer Macht, die letzte Instanz im Universum. Seine Weisungen werden ohne Zögern ausgeführt. Er könnte ihnen allen befehlen,

sich selbst die Kehlen durchzuschneiden, und sie würden es tun, ohne nachzudenken. Aber natürlich wird er es nicht tun. Er ist vernünftig und von höchster Intelligenz. Aber das einzige Gesetz, das er kennt, ist sein eigenes.«

»Er ist uralte, und gewöhnlich tut er gar nichts«, sagte Avoa. »Wir interessieren und amüsieren ihn, und so läßt er uns nach Belieben Handel treiben. Natürlich weiß er auch, daß seine Welten ihren Wohlstand dem Handel verdanken, und diese Überlegung hält ihn gleichfalls zur Toleranz an. Aber wenn er wirklich einmal handelt, dann gibt es keine Berufung. Es ist ein Risiko, das wir alle tragen. Sie sind nicht der einzige.«

»Aber ich habe eine Frau und Kinder ...« Mauston brach ab. Der Gedanke an seine Familie trieb ihm das Wasser in die Augen. Plötzliche Verzweiflung kam mit der Erkenntnis seiner hoffnungslosen Lage. Was wußten diese zwei von Frauen und Kindern oder von der Erde? Ohne sein Einkommen wäre seine Familie zur Auswanderung gezwungen. Eine Erinnerung an das bittere, rauhe und öde Leben auf den Grenzplaneten kam wie erstickender Rauch in sein Bewußtsein.

»Warten Sie«, sagte er, als Avoa sich zum Gehen wandte. Er zwang sich, nicht zu schreien. »Es muß jemanden geben, an den ich mich wenden kann. Ich möchte ein Gnadengesuch einreichen. Khal Dohn, ich bin Ihr Gast ...«

»Sie sind mein Gast«, sagte Khal Dohn. »Aber vor diesem Entscheid kann ich Sie nicht schützen. Es ist wie ein Naturereignis, eine höhere Gewalt, vor der ich nicht einmal mich selbst schützen könnte.«

Er blickte Mauston aus seinen dunklen, fremden

Augen an, denen nicht anzusehen war, welche Gefühle ihn bewegten. »Der reine Zufall hat Sie ausgewählt, mein Freund – der Zufall, daß der Direktor von Ihnen und dem Schrein hörte, als er sich in einer bestimmten Gemütslage befand. Alle, die das riskante Geschäft des Handels zwischen den Sternen betreiben, kennen die Gefahr des Todes. Sie müssen dieses Risiko einkalkuliert haben, wie ein guter Kaufmann es tun sollte.«

»Nicht so ...«, sagte Mauston durch zusammengebissene Zähne, aber Avoa unterbrach ihn.

»Ich muß gehen«, sagte er. »Ich habe Verabredungen auf dem Balkon des Thronsaals. Khal Dohn, gib ihm alles, was ihm diese letzten Stunden angenehm machen kann. Mein Haus kommt dafür auf. Wir müssen ihn bis Mittag der Polizei überstellen.«

»Nein!« rief Will Mauston dem Fremden nach. »Wenn niemand sonst mich retten kann, dann will ich selbst zu ihm gehen!«

»Zu ihm?« sagte Khal Dohn. Avoa machte plötzlich halt und kam langsam zurück.

»Zum Direktor«, sagte Will Mauston. Er blickte von einem zum anderen. »Ich werde ihn um Gnade bitten.«

Khal Dohn und Avoa tauschten Blicke aus. Eine Pause folgte.

»Nein«, sagte Avoa endlich. »Es wird nie gemacht. Niemand spricht zu ihm.« Er wollte wieder gehen.

»Warten Sie.« Es war Khal Dohn. Avoa warf ihm einen scharfen Blick zu. Khal Dohn machte eine entschuldigende Geste und sagte: »Will Mauston ist mein Gast.«

»Er ist nicht mein Gast«, erwiderte Avoa.

»Ich bin dein Gast«, sagte Khal Dohn.

Avoa starrte lange auf den Löwengesichtigen herab. Plötzlich sagte er etwas Kurzes, Scharfes in der Sprache der Einheimischen.

Khal Dohn antwortete nicht.

»Er ist bereits tot«, sagte Avoa nach einer weiteren Pause mit einem Blick zu Mauston, »und als Toter kann er keinen weiteren Einfluß auf uns haben. Du verschwendest deinen Kredit bei mir.«

Wieder blieb Khal Dohn stumm und ohne Bewegung. Avoa ging hinaus.

»Mein Gast«, sagte Khal Dohn, indem er sich schwerfällig auf einen der übergroßen Stühle sinken ließ, »Sie haben wenig Grund zur Hoffnung.«

Danach saß er still. Mauston lief im Raum auf und ab. Gelegentlich blickte er auf seine Armbanduhr. Sie zeigte zweidreiviertel Stunden bis Mittag, als ein Summton irgendwo aus der Wand kam und Avoas Stimme etwas Unverständliches sagte.

Khal Dohn stand auf und sagte: »Sie haben Ihre Audienz, mein Freund. Trotzdem würde ich von verfrühten Hoffnungen abraten. Für den Direktor besteht kein Grund, seine Entscheidung zurückzunehmen.«

Er brachte Mauston in einem der kleinen automatischen Taxis zum Thronsaal. Im Innern des Portals, wo die Treppe zum Balkon hinaufführte, verließ er Mauston.

»Ich werde oben warten«, sagte er. »Viel Glück, mein Freund.«

Will Mauston ging zögernd weiter. Am Ende des Saals sah er die Estrade und den Direktor. Er näherte sich ihm durch die Menge, die kaum von ihm Notiz nahm, aber als er schließlich am Rand der Estrade

angelangte, war niemand in seiner Nähe. Kein Händler wagte sich so nahe an den Direktor heran.

Mauston blickte auf. Über ihm beugte sich der hohe, grünliche Schädel mit den riesigen goldenen Augen ein wenig vorwärts, um ihm ins Gesicht zu sehen. Mauston öffnete den Mund zum Sprechen, doch einer der Eingeborenen hinter dem Thron, der die silberne Halskette des Kammerdieners trug, trat auf ein Fingerzeigen des Direktors vor.

»Warte«, sagte der Kammerdiener in der Handelsprache. Mauston wartete, während es hinter ihm allmählich still wurde. Er begann zu schwitzen, als die Stille sich dehnte. Er wußte, daß viele hundert Augenpaare auf seinen Rücken starrten, und er blickte unglücklich und gefangen in seiner Einsamkeit geradeaus, unfähig zu einer Bewegung. Zuletzt entstand eine Unruhe in seinem seitlichen Blickfeld, und zwei Einheimische erschienen, einer mit einem kleinen Stuhl, einer mit einem röhrenartigen Behälter.

»Sitze«, sagte der Kammerdiener. »Trinke. Der Direktor hat es gesagt.«

Ohne recht zu wissen, wie, fand Mauston sich auf dem Stuhl, den Flüssigkeitsbehälter in der Hand. Der Geruch von wasserverdünntem Alkohol kam in seine Nase, und einen Augenblick verspürte er einen hysterischen Lachreiz. Er nippte aus der Röhre.

»Was sagst du?« fragte der Kammerdiener.

Mauston hob sein Gesicht zum unveränderten Gesicht des Direktors. Die großen goldenen Augen betrachteten ihn, unzugänglich und rätselvoll wie die einer Sphinx.

»Ich habe nicht absichtlich ein Verbrechen begangen«, sagte Mauston.



»Der Direktor«, antwortete der Kammerdiener, »weiß dies.«

»Ich kam in Geschäften hierher«, sagte er, »den gleichen Geschäften, die so viele Händler aus allen Gegenden nach Duhnbar führen. Diese Welt und der Handel sind eng miteinander verbunden. Ohne Duhnbar wäre der Austausch von Waren und Ideen zwischen den fernen und isolierten Regionen der Galaxis schwierig oder gar unmöglich. Und würden Duhnbar und seine Schwesterwelten ohne den Handel sein, was sie sind?«

Er blickte auf, wartete auf eine Reaktion.

»Der Direktor«, sagte der Kammerdiener, »ist sich dessen bewußt.«

»Nun«, sagte Mauston, »wenn die fremden Händler hier die Gesetze und Bräuche von Duhnbar respektieren, sollte Duhnbar dann nicht die Leben jener respektieren, die kommen, um Handel zu treiben?« Er starrte in die goldenen Augen, aber er konnte keinen Unterschied in ihnen entdecken, keine Reaktion. Sie schienen still zu warten. Er holte tief Atem. »Der Tod ist ...«

Er brach ab. Der Direktor hatte sich auf seinem Thron bewegt. Er neigte sich vorwärts, bis sein Gesicht nur noch eineinhalb Meter von Maustons entfernt war. Er sprach in der Handelssprache, in einer langsamen, tiefen, unerwartet klangvollen Stimme.

»Der Tod«, sagte er, »ist die letzte neue Erfahrung.«

Er ließ sich langsam in seinen Thron zurücksinken. Der Kammerdiener sprach.

»Du wirst jetzt gehen«, sagte er.

Will Mauston starrte ihn an, die Röhre mit Alkohol und Wasser in der Hand.

»Du wirst gehen«, wiederholte der Kammerdiener. »Du bist frei bis Mittag und zum Augenblick deiner Festnahme.«

Maustons Kopf fuhr hoch. Er sprang von seinem Stuhl auf.

»Seid ihr alle verrückt?« schrie er den Kammerdiener an. »Ihr könnt so etwas nicht ungestraft tun! Meine Leute schützen ihre eigenen.«

Er verstummte plötzlich. Die Unsinnigkeit seiner Drohung war so offenbar, daß es des unbewegten Gesichts des Kammerdieners nicht bedurfte, um ihn zur Einsicht zu bringen. Er fühlte eine Übelkeit im Magen.

Der Kammerdiener sagte: »Es ist verständlich, daß du nicht sterben möchtest. Du wirst jetzt gehen, oder ich werde dich wegführen lassen.«

Etwas zerbrach in Will Mauston. Benommen und stumpf wandte er sich weg. Blindlings tat er die ersten Schritte zum fernen Portal.

»Warte.«

Des Kammerdieners Stimme drehte ihn herum.

»Komm zurück«, sagte der Kammerdiener. »Der Direktor will dich sprechen.«

Halb betäubt kam er zurück. Der Direktor neigte sich wieder vorwärts und zu ihm herab.

»Du wirst nicht sterben«, sagte der Direktor.

Will Mauston stierte verständnislos in das fremdartige Gesicht auf. Die Worte klangen und echoten wie seltsame Geräusche in seinen Ohren.

»Du wirst leben«, sagte der Direktor. »Und wenn ich von Zeit zu Zeit nach dir schicke, wirst du wiederkommen und mit mir sprechen.«

Will Mauston fuhr fort, in die goldenen Augen zu

starren. Er fühlte die glatte, weiche Röhre mit Flüssigkeit in seiner rechten Hand, und er fühlte sie unter dem krampfhaften Druck seiner Finger nachgeben. Er öffnete seine Lippen, aber keine Worte kamen an den gespannten Muskeln seiner Kehle vorbei.

»Es ist interessant«, sagte die tiefe, tönende Stimme des Direktors, und seine großen goldenen Augen blickten auf Mauston herab, »daß du mich nicht verstehst. Es ist interessant, mich dir zu erklären. Du gibst mir Gründe, warum du nicht sterben solltest.«

»Gründe?« Das Wort schlüpfte heiser zwischen Maustons trockenen Lippen hinaus. Wie durch ein Wunder fühlte er in der Asche seiner Verzweiflung die winzige Wärme einer neuen Hoffnung.

»Gründe«, sagte der Direktor. »Du gibst mir Gründe. Und es gibt keine Gründe. Es gibt nur mich.«

Die Hoffnung flackerte und zuckte schwächlich in ihrem Griff nach dem Leben.

»Ich werde dich jetzt verstehen machen«, sagte die tiefe und gemessene Stimme des Direktors. »Ich bin es, der für alles verantwortlich ist, was hier geschieht. Ich bewege alle Dinge. Etwas anderes gibt es nicht.«

Die goldenen Augen blickten in Maustons.

»Es war meine Laune«, fuhr der Direktor fort, »daß das alte Strafgesetz über die Mißachtung des purpurnen Schreins wieder mit Inhalt erfüllt werde. Da ich so entschied, war dein Tod unvermeidlich. Doch wenn ich entscheide, folgt alles unaufhaltsam.«

Mauston stand unbewegt, die Muskeln seines Nackens steif wie Eisenklammern.

»Doch dann«, sagte die tiefe Stimme unter den wundervollen Augen, »als du gingst, kam mir ein anderer Gedanke in den Sinn. Daß du mich bei künf-

tigen Gelegenheiten wieder interessieren könntest.«

Er hielt inne.

»Wieder«, sagte er, »folgte daraus alles. Wenn du mich in der Zukunft interessieren solltest, dann konntest du nicht sterben. Und so wirst du leben. Und nun verstehst du.«

Ein Hauch von Nachdenklichkeit umwölkte seine goldenen Augen.

»Ich habe heute etwas mit dir getan«, sagte er, beinahe zu sich selbst, »was ich noch nie zuvor getan habe. Es ist ganz neu. Ich habe dich wissen lassen, was du bist. Ich habe eine Kreatur genommen, die nicht einmal meiner Rasse angehört, und sie zu dem Verstehen geführt, daß sie weder Leben noch Tod noch eigene Beweggründe hat, außer denen, die meine Wünsche vorschreiben.«

Er schwieg. Mauston stand wie angewurzelt.

»Fürchte dich nicht«, sagte der Direktor. »Ich habe dich getötet. Aber ich habe in deinem Körper eine andere Kreatur zum Leben gebracht, eine, die versteht. Eine, die noch viele Jahre auf dieser meiner Welt gehen wird, bevor sie stirbt.«

Ein Blitz zuckte durch Will Maustons Kopf und blendete ihn. Er hörte sich selbst in sinnloser Wut brüllen, unartikulierte, halb erstickte Schreie. Er schleuderte die Röhre und sah die Flüssigkeit ins ausdruckslose Gesicht des Direktors spritzen und die Röhre vom himmelblauen Gewand unter dem Gesicht abprallen und auf die Estrade rollen.

Bewegung ging wie ein Ruck durch die Reihe der Würdenträger hinter dem Thron, ein lautloses Keuchen, wie wenn die Luft sich plötzlich verändert hät-

te. Ihre Hände waren zu den schwarzen Stäben gefahren, aber dort hingen sie, ohne die Bewegung zu vollenden.

Der Direktor hatte sich nicht bewegt. Der verwässerte Alkohol troff von seinem Kinn und von seiner Nase, doch seine Züge waren unverändert, seine Hände ruhten wie zuvor auf den Armlehnen seines Thronsessels. Kein Finger gab das Zeichen.

Er fuhr fort, Mauston anzusehen. Nach langen Sekunden wandte sich Mauston um. Er war sich nicht ganz im klaren, was er getan hatte, aber nach seinem schnell verpufften Wutausbruch glühte ein trotziges und zorniges Feuer in ihm.

Er ging durch die lange Halle zum Portal, vorbei an der stumm gaffenden Menge der Händler. Keiner bewegte sich.

Schritt für Schritt ging er durch die Halle, durch das riesige Portal hinaus in den blendenden Tag. Er kam die breite Freitreppe halb hinunter, bevor der Direktor seinen Finger hob, die Botschaft den Wachen draußen signalisiert wurde, und die schwarzen Stäbe ihn mit Flammen im Sonnenlicht niederschossen.

Auf dem Balkon über der Freitreppe wandte Avoa seine Augen von dem ab, was von Will Mauston übriggeblieben war, und richtete sie auf Khal Dohn.

»Sag mir, Khal Dohn, was war er?« fragte er. »Du sagtest es mir, aber ich habe es vergessen. Ich hätte aufmerksamer zuhören sollen, doch ich versäumte es. Wie nanntest du ihn – was war er?«

Khal Dohn hob seinen Kopf und blickte zu Avoa auf.

»Er war ein Mensch«, sagte Khal Dohn.

ENDE

Als nächstes TERRA-Taschenbuch erscheint:

## **DIE PSI-AGENTEN**

von Dan Morgan

*Gedankenspione unter uns –  
Menschen werden zu Verrätern wider Willen.*

### **Eine unbekannte Macht schlägt zu**

Dr. Richard Havenlake und Peter Moray von der Gruppe der Psi-Forscher werden vom Geheimdienst gezwungen, ihre Kräfte zur Entdeckung von Hochverrätern im Bereich der Landesverteidigung und Rüstungsindustrie einzusetzen. Aber bevor es den beiden Männern gelingt, die Gedanken des Hauptverdächtigen zu durchforschen, wird dieser durch das Einwirken einer fremden Psi-Macht getötet.

Ein winziger Hinweis im Gehirn des Toten führt Peter Moray zu einem jungen Mädchen mit ganz speziellen Fähigkeiten – und zu einem sanftmütigen Jogi, der andere Menschen glücklich machen will.

Nach DAS LABOR DER ESPER (TERRA-Taschenbuch 164) und ESPER IN AKTION (TERRA-Taschenbuch 189) legt der Autor hier einen neuen, völlig in sich abgeschlossenen Roman über die Gruppe der Esper und Psi-Forscher vor.

*Terra-Taschenbuch Nr. 192 in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich. Preis DM 2,80.*